Der Unsterbliche.

Ein Roman

aus dem Künstlerleben.

Von

Carl Gollmick.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1848.

Der Unsterbliche.

Erstes Kapitel.

Ein deutscher Mäcenas. Der Bankerott. Achilles und Apollonia. Prädestination des Genies.

Der alte Zeitmann galt in der ersten Periode seines Lebens für einen der reichsten Leute in der Provinz, in der zweiten für einen Zurückgekommenen, und in der dritten, d. i. die, mit welcher unsere Geschichte beginnt, für einen zwar Tafel- aber nicht mehr Börsen- und Wechselfähigen — oder mit mercantilischem Terminus: der Mann war nicht mehr gut — im Ganzen aber galt er für einen Sonderling und wunderlichen Kauz. Wir müssen sein Leben schon recapituliren, wenn auch in nuce, da dasselbe einen zu wesentlichen Einfluß auf die Erziehung und den Charakter unsers Unsterblichen hatte. Zum

Kaufmann erzogen, war er doch nicht dafür geboren, denn statt in seinem Hauptbuche las er Comödienbücher, statt der Börse besuchte er Sängerinnen, statt Rechnungen schrieb er Trauerspiele, und statt seine Comptoiristen dirigirte er Liebhaber-Concerte. Da es andere nicht thaten, so hielt er sich selbst für einen schönen Geist und setzte Alles daran, sich den Namen eines deutschen Mäcenas zu erwerben. Deshalb galt auch sein Haus für einen Parnaß, worauf Priester und Laien, Meister und Schüler — delicat aßen und tranken.

Die Hoffnungen aller, die nach der Provinz reisten, um sich bewundern zu lassen, wußte Herr Zeitmann zu erfüllen; er war der Kanal zu Concert, Theater und Kritik, und wen er nicht protegirte, oder wer zu groß dachte um sich protegiren zu lassen, — das fiel aber nur selten vor — dem konnte man sein Grablied in Jungenheim singen. Herr Zeitmann war eines jener Originale, die mehr oder weniger bornirt oder reich jede Stadt und jedes Städtchen in Deutschland aufzuweisen hat. Sich selbst täuschend, daß er auf dem Altar der Kunst opfere, verschwendete er nur Geld und Credit auf dem Vulkan der

Eitelkeit, und während er glaubte, die Welt huldige seinem Protektoratssinn, lachte sie den Egoisten aus. Madame Zeitmann, die in trüber Verahnung deshalb mit ihrem Gatten in tägliche Conflicte kam, schwieg endlich, empfing mit gramvollem Lächeln die Signori aus Neapel und Judenburg, schwieg immer mehr, und am Ende schwieg sie für immer. Ihrem kostbaren Leichenzug folgten alle Virtuosen der Stadt mit vollem — Magen und die leeren Equipagen der Haute volée fuhren theilnehmend hinterdrein. Acht Tage besuchte der sorgenschwere Gatte weder Concert noch Oper, dann aber glaubte er sich der Kunst nicht länger mehr entziehen zu dürfen. In schönem Enthusiasmus brachte er den Musen sogar seinen Schmerz zum Opfer, und um seine Hingebung zu vollenden, heirathete er in sechs Wochen darauf eine Tänzerin, welcher er persönlich die Stumme von Portici einstudirt hatte, und in Folge der geistigen Wechselwirkungen, welche aus diesem Unterricht entstanden, ihre schöne Seele ganz kennen gelernt hätte. Madame Paviana-Zeitmann verstand es besser sich in die Intentionen ihres Gatten zu schicken, denn unter ihrer Schule gingen ihm nach zwei Jahren die Augen so

weit auf, daß er ohne Anstrengung den Boden seiner Kasse erblicken konnte. Als er daher an einem trüben Sonntag emsig in einem neuen Trauerspiel, d. h. in seinem alten Hauptbuche gelesen und sein welkes Haben mit dem blühenden Soll verglichen, nachdem Wechsel auf Wechsel auf ihn trassirt in das Protest-Bureau verwiesen wurde und ihn an den Wechsel aller Dinge mahnte, kurz, nachdem alle die Wetterleuchten und Zeichen vorausgegangen waren, die ein mercantilisches Donnerwetter zu verkündigen pflegen, — da kamen an einem heitern Montag-Morgen, nicht wie sonst die jovialen Sänger und Virtuosen zum stets bereiteten Dejeuner, sondern die finstern Herren Beamten vom Handelsgericht und hingen große Siegel an Pulte und Schränke. Wie gerne hätte Zeitmann bei dieser schönen Gelegenheit auch die Lippen seiner Ehehälfte versiegeln lassen, allein diese Operation lag nicht in dem Bereich der Handelsjunta, und so blieb ihm denn Nichts übrig, als den Strom von Vorwürfen auszuhalten, die ihm blühten. Herr Zeitmann war eine jener Farniente-Naturen, die allem Fatale ausweichen, und es nicht sehen wollen, auch wenn es wie schwere Wolken

über ihrem Haupte hängt. Sorgenlos ſchlenderte er daher in ſeiner unverwüſtlichen Gemüthsruhe dem Abgrunde zu, pflückte noch mit Entzücken die letzte Blume, die an ſeinem Rande blühte, und — lag darin, ehe er ſich's verſah. Sein Lieblings-Sprichwort „Kommt Zeit, kommt Rath" blieb diesmal aber ohne Erfolg, denn die Zeit war gekommen und der Rath blieb aus. Wäre ſeine Frau nicht geweſen, deren Charakter ein prägnantes Gegenſtück zu dem ſeinen bildete, er würde während dem Actus des Verſiegelns wahrſcheinlich die Augen zugedrückt, und an irgend ein allerliebſtes Thema gedacht haben. Es gibt Menſchen, die nur in der Gegenwart und in der Erinnerung leben, und deshalb fiel es dem würdigen Herrn Zeitmann auch nicht im Entfernteſten ein, ſeine Gattin auf das drohende Unwetter vorzubereiten. Wie Alamontade ſchlief ſie in vollem Sonnenlicht des Glückes ein, um, von Dunkel und Schreckniſſen umgeben, wieder zu erwachen. Und ſo kam ihr Gatte doch etwas außer Contenance, als er in ihr Boudoir trat, deſſen Mahagoni-Schränke mit den großen Verdienſt-Medaillen des Handelsgerichts behangen waren. Von Madame Paviant-Zeitmann

selbst sah er jetzt nur das, was ihn vor drei Jahren zuerst bezauberte, ihre Cendrillon-Füßchen, denn sie hatte schluchzend ihren Lockenkopf in die Kissen der Ottomane versenkt, und lag nun so reizend da, daß ihr Gatte nach acht Tagen zum ersten Male wieder schmunzelte. Eine Erklärung suchend und zugleich fürchtend, umkreiste er die zierliche Gestalt, aber sein erkünsteltes Hüsteln war nicht im Stande, sie ihrer Lethargie zu entreißen. Endlich fiel ihm ein Mittel ein, das er schon öfter mit Erfolg angewendet hatte. Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, hob das dem rechten Fuß entglittene Pantöffelchen von rothem Saffian auf, drückte es an sein Herz, darauf an seine Lippen, und gab dadurch seine zerknirschte Gegenwart zu erkennen. Er hoffte Alles von diesem Coup de pied, und verweilte deshalb in dieser drastischen Stellung. Da schien neues Leben in die Ohnmächtige zu zucken, denn ein leiser Hauch, in die dramatische Form eines: „Wo bin ich?“ gehüllt, entglitt dem Rosenmunde. Dann drehte sie mit unvergleichlicher Anmuth das Haupt, schlug die matten Augen auf und richtete den Blick auf den Knieenden. Eine Gruppe für den Pinsel eines Pariser Genre-Malers! Allein kein Blitz-

ſtrahl kann ſchneller ſein Opfer erreichen, als in dem nächſten Augenblick der Pantoffel die rechte Backe des Paladin, kein Auge baſiliskenartiger leuchten, als das der Erwachenden. Ohnmacht, Krämpfe und Thränen waren vergeſſen, und ſie ſtand nun im Vollmaß der Kraft und des Bewußtſeyns dem armen Ritter gegenüber, ihren Pantoffel zu einem zweiten Schlage erhoben. Aber „Schlage nur zu, ſanfte Apollonia," ſprach Zeitmann demüthig, „ſchlage und ſprich Dich aus, aber wenn Du fertig biſt, dann höre mich auch an."

„Achilles! Unglücklicher, ſprich, was haſt Du gemacht?" und die Fäuſtchen Apolloniens ballten ſich gegen die Stirne des noch immer Knieenden.

„Ich habe banquerott gemacht," ſprach Achilles gutmüthig — „das iſt Alles, aber ich bin noch glücklich und reich . . ."

„Wie? Du biſt noch reich?" ſprach das drohende vis a vis in einer weit ſanfteren Tonart, und der Krampf der Fäuſte ſchien nachzulaſſen . . .

„Ja, reich in Deinem Beſitz! Laß uns Vergangenes vergeſſen, und wenn uns auch kein Eldorado mehr blüht, ſo kann doch ein Arkadien —

„Ein Tollhaus für Dich, und für mich Unglückliche ein Kloster!“ und das von Zorn entstellte Antlitz bedeckte sie mit beiden Händen.

Der Ex-Banquier, von dem Einfluß ihrer Blicke befreit, stand auf, nahm vom Kamin eine Bürste, reinigte sein Knie vom Staube, und sprach nun, als ob gar Nichts vorgefallen wäre: „Ah! Lassen wir diese theatralischen Aufregungen, und denken wir an die nächste Zukunft, siehe . . .

„Eine Zukunft mit Ihnen, Böserwicht! Nimmermehr! Ich trenne mich von Ihnen — auf ewig — sogleich!“ und sie schritt mit tragischen Schritten zur Thüre, hielt auch in der That schon die Klinke in der Hand. Achilles sprach kein Wort und blickte gegen den Lüstre. Apollonia blieb stehen und machte die Thüre nicht auf.

„Und wenn ich nun wieder bliebe!“ sprach sie nach einer General-Pause, „was hättest Du mir zu bieten?“

Achilles zuckte die Achseln. „Was mir der Himmel und meine Gläubiger übrig lassen werden.“

„Und das ist?“

„Wahrscheinlich gar Nichts; aber laß es gut

sein, und mach' es wie ich, nämlich faire bonne mine à mauvais jeu. Wenn die Welt sieht, daß wir verzweifeln, so lacht sie uns aus. Merkt sie aber, daß wir uns über unser Schicksal erheben, so spricht sie höchstens noch vier Wochen davon. Ein Banquerott gehört zum Geschäft. Ich wäre nicht der einzige, der sich aus der Asche wieder erhoben hätte. Und ein solcher genießt deshalb nur ein größeres Vertrauen, weil er die Erfahrung für sich hat. Bin ich auch kein Capitalist mehr, so kann ich doch andern zu Capitalien verhelfen, und glaube mir, Geschäfte für andere machen, ist heut zu Tage das beste Geschäft für sich selbst. Unser Leben soll fortan — fuhr er sehr kleinlaut fort — entfernt von allen Einflüssen und Intriguen des Theatertreibens ein still häusliches, bürgerlich eingezogenes sein. Bald soll unser Wohlstand sich wieder erheben, denn wir haben ja keine Kinder" . . . „Ach!" — seufzte Madame Zeitmann bedeutungsvoll. Betroffen blickte der Redner seine Gattin an. „Was bedeutet dieses Ach?" Apollonia wendete ihr Gesicht ab. Ein Ehemann sieht nie einfältiger aus, als wenn er ahnet, daß er Vater ist, so auch Achilles Zeitmann. „So wäre es möglich?"

lallte er, raubte mit zarter Gewalt die rechte Hand der Gattin, preßte sie in die seinige und suchte ihr fragend in's Auge zu blicken.

„Es ist!" lispelte Apollonia, und barg ihr verschämtes Haupt in die offene Weste ihres Gatten. Zartes Bild, schöne Gruppe. Da erhob im Uebermaß der Seeligkeit Achilles wie zum Schwur die linke Hand gen Himmel, und rief, von einem plötzlichen Gedanken begeistert, aus: „Gewonnen — zwei — drei Hundert Procent! Dank Dir, Apollo! Der Junge muß ein großer Virtuose werden!".

Zweites Kapitel.

ie neue Agentur in Zungenheim. Der 5te December und ein Wunderkind.

Ungefähr acht Monate nach jener Scene befindet sich Herr Zeitmann allein in einer kleinen Stube, und geht, die Hände auf dem Rücken, unruhig auf und ab. Es ist Nacht und ein schneidender Wind rüttelt an den Fenstern. Nur spärlich glimmen noch einige Holzkohlen im Ofen, und das einzige Licht brennt düster um einen langen Docht. Aber Zeitmann friert nicht, denn auf seinen Wangen brennt ein fieberhaftes Incarnat, und so eben hat er seinen Hals von der lästigen Binde befreit. Zuweilen schleicht er zur Nebenthüre und horcht am Schlüsselloch. Aber kopfschüttelnd verläßt er jedes Mal

wieder diesen Platz. Dann wirft er sich ungeduldig in einen alten Lehnstuhl, vor sich hinbrütend, und schreckt zusammen, wenn die Schwarzwälder Holzuhr ausholt. Er blickt hin und murmelt dann verdrießlich: „schon ein Viertel nach eilf Uhr . . . und immer noch nicht? . . . Will denn das ewig dauern?" —

Vor einem Jahre noch prahlte Achilles Zeitmann mit den Attributen seines Einflusses und seiner Herrlichkeit; es strahlten die seidenen Tapeten und türkischen Teppiche wieder von den Reflexen zahlloser Wachskerzen und in seinen Sälen wogte ein Meer von Eleganz, Sternen und Ordensbändern. Heute finden wir ihn in der Stube einer bescheidenen Miethwohnung wieder, allein, wie es scheint, in banger Erwartung.

Zeitmann hätte, wie er selbst sagte, ein neuer Phönix aus der Asche seines gesunkenen Glückes hervorgehen können, denn die Welt ist überall geneigt, die reelle Thätigkeit zu unterstützen. Das Bureau der neuen Agentur für die merkantilische Welt von Jungenheim wurde deshalb mit lucrativen Aufträgen überhäuft . . . allein . . . unser Held Achilles konnte von der süßen Gewohnheit, zu protegiren und sich in

Kunstverhältnisse zu mischen nun einmal nicht lassen, und weil er dieses frühere Metier nicht mehr en gros betreiben konnte, so befaßte er sich jetzt mit dem Ausschnitthandel desselben. Aus dem zudringlichen Einlader wurde jetzt ein zudringlicher Schmarotzer. Wer kennt nicht die Naturgeschichte dieser ästhetischen Blattläuse? Es gibt in Deutschland kein großes und kleines Abdera, in dem nicht wenigstens eins dieser Exemplare genirte.

Ein solcher Mensch ist Schatten und Privatsecretair der Theaterdirectionen, er hilft Contracte abschließen, ist hier vermittelndes, dort intrigirendes Princip, Jedermanns Vertrauter, am liebsten aber Chargé d'affaires von Schauspielerinnen und Sängerinnen. Gastrollanten besorgt er die chambres garnies, begleitet sie zu den Recensenten loci und interessirt sich für die Claque. Bedeutend Ignorant, dennoch absprechend und immer wichtigthuend, fühlt er aber nie seine Nichtigkeit. Ueberall helfend, ist er doch überall im Wege. Er weiß Alles früher und besser, als andere Menschen, ja oft schon vor dem Ereigniß selbst, nimmt es aber sehr übel, wenn man ihm nicht glaubt. Sein Wissen schöpft er aus Wolff's

Theateralmanach, aus der Wiener Theaterzeitung und aus Schillings Tonkünstlerlexicon. Außer dem Hause ein Ohrwürmchen, im Hause ein knurrender Tiger, ist sein Gemüth im Ganzen doch unschädlich.

Seine Atmosphäre ist der Dunstkreis der Künstler; sein Ehrgeiz fremder Ruhm, sein Geschäft, Jedermanns Serviteur zu sein, sein Lohn befriedigte Eitelkeit und ein Freibillet. Gewiß eine noble Race von Geschöpfen und zugleich das Conterfey Zeitmanns, der so eben in dem frostigen Stübchen hin und her wandelt wie ein Barbar in seinem Käfige. „Will denn das ewig dauern?" wiederholte er, und seine Schritte verdoppelten sich, dann steht er wieder still und spricht für sich: „Vielleicht noch ein Moment und das Medium ist gegeben, mich aufzuschwingen wie ein Aar — daß ich nicht mehr in fremdem Ruhme vegetire, sondern in eigenem athme, lebe, schwelge! . . . Da liegt's noch hinter dem großen Schleier der Zukunft. Vom traurigen Loose des Cretin bis zum Geiste des Universalgenie, von gedrückter Lakaienfurcht bis zur Thatkraft des Weltreformators . . . welche Gradationen! . . . und eine jede kann sich daraus entwickeln? Armer Mensch mit deinen Erfindungen,

mit deinem Hochmuth! Keinen Regentropfen hält deine Weisheit auf,“ nicht die dünnste Bretterwand durchdringt dein Blick. Du berechnest im Voraus entfernte Dinge, die dich Nichts angehen, und hast doch nicht Ahnung von Deinen wichtigsten Interessen“ — er horchte . . . „wieder Nichts! Wenn ich nur wüßte, ob's ein Bube oder ein Mädchen würde. Soviel Recht hätten doch die Eltern, damit sie wenigstens vorher ihre Dispositionen treffen könnten. Was bezweckt diese eigensinnige Verschwiegenheit der Natur? . . . Aber es muß ein Bube werden — es muß“ und er stampfte gewaltig mit dem Fuße, — „alle meine Pläne laufen ja darauf hinaus . . . Nero und Napoleon haben die Natur ihrem Willen unterworfen, weshalb sollte ich nicht?“ und er lief zum Wandkalender. „Wir haben heute den 5ten December . . . Sein Monolog wurde hier unterbrochen, denn im Nebenzimmer ließ sich ein Ton vernehmen, einem Weihnachtstrompetchen ähnlich. Achill.s wurde zur Salzsäule. Noch ein solcher Ton — und all' seine Kräfte zogen ihn krampfartig zur Thüre, obgleich er kein Glied rühren konnte. „Verhängnißvolle Büriel, wo habt ihr gebracht?“

„Ein Knäbchen, ein Knäbchen, Herr Zeitmann. Ich gratulire," — mit dieſen ſchrillenden Worten ſteckte ſich eine Nachthaube durch die halbgeöffnete Thüre und verſchwand auch im nächſten Augenblick wieder.

„Gewonnen!" rief Zeitmann, und ſchwang ſeine fette Mütze, und unbekümmert um die Myſterien dieſes Moments lag er auch ſchon auf den Knieen vor ſeinem Kinde.

„Achilles, mein Gatte!" — flüſterte zart und ſchwach die neue Mutter . . .

„Eine Prachthand!" jubelte der zärtliche Vater, indem er das Aermchen des Säuglings in ſeiner Bärentatze hielt und mit Kennerblicken muſterte.

„Welch eine Stunde!" lispelte die vorige Stimme, vom zärtlichſten Blick begleitet.

„Welche lange Finger!" rief Zeitmann, „für jedes Inſtrument tüchtig."

Das Kind ſchrie.

„Hörſt Du, mein Gatte?"

„Ha, dieſer Fond — dies Korn — dieſe Modulation . . . der Junge iſt zum Rubini geboren."

„Das Kind iſt geſund — danken wir dem Allmächtigen."

„Ja, der Junge bekommt Ausdauer, davon zeugt seine breite Brust. Alle Anlagen zur Unsterblichkeit."

„Sie vergessen ja ganz Ihre Frau!" tadelte die Wärterin.

Zeitmann erwachte mit einem: „Ja so!" — aus seinen speculativen Träumen — setzte sich auf den Rand des Bettes und küßte die Hand seiner Gattin.

„Apollonia!"

„Mein Achilles!"

Das Kind fuhr fort zu schreien und die Wärterin that ihre Schuldigkeit . . . Schöne Gruppe! Süßes Glück der Liebe!

Drittes Kapitel.

Die erste Erziehung. Häusliche Collisionen. Eine Reflection über Flitterwochen und Ehestand.

Heitmann bewachte das Kind von diesem Augenblicke an mit krampfhafter Aengstlichkeit, denn Tag und Nacht war er mit Beobachtung des neuen Gastes auf der Lebensbühne beschäftigt und all' die ehrgeizigen Gebilde seiner Phantasie machte er auch sogleich zu glänzenden Gaben und Eigenschaften — des Geistes. Nicht dem klugen Gärtner glich er, welcher die Pflege seiner jungen Pflanze nach ihrer Natur und dem Landesklima bestimmt, er glich dem thörigten Knaben, der durch zu häufigen Gebrauch des Düngers und der Gießkanne das Bäumchen zugleich ertränkt und verbrennt.

Ohne Rücksicht auf die Entwickelung, welche Mutter Natur veranstaltet, war es in dem eraltirten Gehirn des alten Zeitmann beschlossen, daß der Knabe ein großer Künstler werden müsse. Alle seine Hoffnungen concentrirten sich in diesem einen Brennpunkte; er kannte, er dachte Nichts weiter und war fest überzeugt, daß er nur zu säen brauche, um Reichthum, Ehre und Unsterblichkeit zu ernten.

Sieben ganzer Jahre lang war diese Idee sein Schatten; mit einer Art von Hohn sah er auf den sinkenden Wohlstand seines Hauswesens herab — und in seinen zusammengeklemmten Lippen, in den tückisch kleinen Augen las man deutlich die Worte: „Schlage nur zu, Schicksal, ich schlage wieder! Warte nur, Welt, nur noch eine kleine Weile warte, und ich will Dir zeigen, was fester Wille ausrichten kann."

Das Knäblein lag in seinem Bettchen und schlummerte. Glückliche Unschuld! Noch ist die Wiege Dein Arkadien, jedes Auge, in das Du blickst, scheint ein offener Himmel und alle Gestalten, die Dich umgeben, gleichen Engeln. Dein Traum ist spielender Fest und jedes Erwachen eine neue Wonne. Du bist ein kleines, mit Blüthenstaub bedecktes Länd-

chen, worauf Isis ihren Saamen streut. Sie beugt sich über Dich, küßt Dir die Stirn und verschwindet. Gewiß, Du bist geboren, um glücklich zu werden. Weshalb aber liegt es nicht im Plane der Schöpfung, daß jeder Keim erkannt und ausgebildet wird, daß jeder Geist sich als das entwickle, wozu er geboren ist? Wenn die Welt nicht vollkommen sein darf, weshalb gibt es einzelne Götter unter den Menschen? Die Natur zeigt uns in ihrem Guckkasten die Vollendung, läßt dann aber rasch wieder den Deckel zufallen und spricht: Ihr könntet wohl, wenn ich nur wollte!

Das Knäblein lag in seinem Bettchen und schlummerte, ahnungslos und deshalb glücklich. Madame Zeitmann saß am runden Kaffeetische, mit wichtiger Miene ihren braunen Sorgenbrecher aus der Untertasse schlürfend — und ihr Gatte umkreiste die Stube, die Hände auf dem Rücken, die Finger in spielender Bewegung — zuweilen entfuhr seinen Lippen ein dumpfes Grunzen. Madame Zeitmann blickte auf, nachdem sie, von ihrer Arbeit erschöpft, Athem geholt hatte: „Willst Du denn nicht frühstük-

ken, oder soll ich Dir den Kaffee auf die Kohlen stellen?"

„Ich trinke nicht."

„Soll ich Dir ein Butterbrödchen schmieren?"

„Ich esse nicht."

„Du bist heute wieder sehr liebenswürdig."

Achilles zuckte die Achseln.

Madame Zeitmann griff nach dem Schnupftuche in ihrem Schlüsselkörbchen und fuhr damit unter ihre Nase, die in diesem Augenblicke etwas röther wurde. „Man hat sich sehr verändert!" seufzte sie. Herr Zeitmann trat einen Schritt näher, musterte sie einige Secunden lang und sagte mit einem ironischen Zucken um den Mund: „Ja wohl."

Apollonia war allerdings nicht mehr dieselbe, die früher in ihrem Salon glänzte. Sie verstand es leider eben so wenig, wie manche andere Frauen, durch Zierlichkeit und Anmuth die Abnahme von Jugend und Taille zu ersetzen. Die knappanliegende Nachthaube war seit gestern Abend nicht gewechselt, nichts desto weniger blitzten lange Ohrgehänge unter ihr hervor, die Füsse, sonst der Gegenstand allgemeiner Wonne, staken jetzt in weiten abgetragenen Schu-

hen, und ach, die hin und wieder klaffende Wäsche konnte mit dem Schnee der Alpen nicht mehr wetteifern.

Das Auge des Mannes darf verlangen, den Gegenstand seiner täglichen Umgebung — wie Bürger sich ausdrückt — „mit Lust zu schauen.“ Die Augen des Mannes sind die Fühlhörner seiner Liebe, und muß er jene einziehen, dann löscht auch gewiß Cupido seine Fackel. Sorge für die tägliche Toilette, Anmuth und Freundlichkeit sind wie Salpeter; sie bewahren die Liebe vor Fäulniß.

Zeitmann drehte sich nach dem Bettchen des Kindes, bog sich mit halbem Körper über dasselbe und betrachtete es mit gierigen Blicken.

„Du wirst mir das Kind aufwecken,“ schalt Apollonia, und setzte die Tasse unsanft auf den Tisch.

„Desto besser, es soll auch nicht mehr schlafen.“

„Nur noch ein halbes Stündchen,“ bat die Mutter. „Zur Belohnung! Cäsar hat ja gestern Abend so lange gespielt.“

„Belohnung? Gerade deswegen soll er aufwachen und spielen,“ versetzte der Vater hart, nahm das Händchen des Kindes und schüttelte es derb.

Da sprang Madame Zeitmann auf und versuchte, den Arm ihres Gatten zurückzuziehen. „Ich leide es aber nicht. Du untergräbst mir die Gesundheit des Knaben. Du bist ein Rabenvater!“

Zeitmann ließ die Hand des Knaben los, verschränkte seine beiden Arme in einander und blickte seine Gattin durchbohrend an. „Höre, Apollonia, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so mische Dich nicht in meine Angelegenheiten. Ich habe den Jungen zum großen Virtuosen bestimmt, folglich muß er früh in's Joch. Seiltänzer und englische Reiter fangen noch weit früher an. Oder willst Du ihn in Wolle einwickeln und in ein Glasschränkchen setzen? Thue es meinethalben, aber dann nimm auch die Folgen auf Deine Kappe. Unsere Umstände sind zerrüttet, oder — sind sie es nicht, he? — Wer soll uns retten, wenn wir aus dem Kerl da keinen großen Mann machen?“

„Aber sein zartes Alter!“ — erwiderte Madame Zeitmann.

„Darin steckt's eben. Nur die jungen Bäumchen lassen sich biegen, denn wenn einmal die Gliedmaßen steif geworden sind, so wird's in Ewigkeit Nichts.

Die Milanollo, Franz Liſzt, früher die Gebrüder Piris, der unſterbliche Mozart und ſo viele Andere — was haben die für Geld eingetragen als Kinder? Hätten die gewartet, bis eine einfältige Mutter ſie aufgeweckt hätte, ſie ſchliefen noch."

„Das ſind und waren auch Genies!"

„Genies, ſo? Und meinſt Du, unſer Cäſar wäre kein Genie? Woher weißt Du denn, daß er keines iſt? Oder ſoll ſich das Genie im Bette oder auf der Gaſſe entwickeln? Du haſt's ja mit angeſehen, wie der Junge, kaum ein Vierteljahr alt, aufmerkſam horchte, als ich ihm die erſten Töne zu hören gab. Griff ich ſtark in die Contra-Octav hinein, ſo machte er ein Schippchen und runzelte die Stirn, ſpielte ich in den Mitteltönen, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, klimperte ich aber oben in der zwei und dreigeſtrichenen Octav luſti[illegible]m — wie dann, lächelte er da nicht? — Und endlich — als ich den Jungen auf den Schooß nahm und ihn gar an die Taſten ſetzte, ſchlug er da nicht rechts und links herum wie begeiſtert und jubelte dazu in lauten, harmoniſchen Tönen? Schrie er aber nicht bitterlich, als ich ihn wieder entfernte?"

„Mein lieber Himmel," meinte Madame Zeitmann, „das thun alle Kinder, und was ſeinen harmoniſchen Jubel betrifft, ſo hörteſt Du nur falſch."

„Es iſt nicht wahr," eiferte der beleidigte Gatte, „das ſind die erſten Zeichen einer tiefinnerſten Seelenintention, das iſt der heilige Inſtinkt der Sympathie, der geheime Zug des reinſten poetiſchen Genies. Und glaubſt Du denn, der Junge wäre ſo ganz vergebens am 5ten December geboren? Meinſt Du, darin läge nicht ein Fingerzeig, daß Mozarts Geiſt in ihn übergegangen iſt? Das iſt der geheime Accord verwandter Geiſter, das iſt Prädeſtination oder gar eine Art Seelenwanderung."

„Warum nicht gar!" erwiderte Madame Zeitmann, und lächelte ungläubig vor ſich hin.

„Ja, Seelenwanderung; und ich glaube jetzt um ſo mehr an eine ſolche, als Du — eine dumme Gans biſt, die von alle dem Nichts verſteht."

„Nun, das alte Lied," höhnte Apollonia — „aber," fuhr ſie heftig fort, „wenn Du ein egoiſtiſcher und überſpannter Thor biſt, der aus dem Jungen eine Citrone ziehen mögte, um ſie hinterher auszu-

preſſen — ſo lege ich mein Muttergefühl in die andere Wage."

„Muttergefühl? Dummes Zeug! Vom Mutterfühl iſt noch keine Symphonie entſtanden und noch kein Virtuoſe, wohl aber von philoſophiſcher Vaterſtrenge. Ich ſage Dir, Frau — daß es nicht anders ſein kann! . . . Im Uebrigen" — ſetzte er bitter hinzu — „biſt Du ſelbſt daran ſchuld, wenn ich nur auf dieſen Einen meine ganze Sorge und Strenge häufe."

„Ich?" fragte Apollonia betroffen.

„Ja, Du — warum hörſt Du auf, mir weitere Genies zu gebären, wenigſtens noch eine Prima Donna, die ich ſo nothwendig brauchte."

„O, mein Gott!" und unter krampfartigem Schluchzen ſank die arme Frau auf einen Seſſel.

Aber Zeitmann hatte kein Gefühl mehr für die Leidende, und es war höchſtens Aerger, was er bei dieſem Anblick empfand. Es klingt wie Mährchen, aber es iſt eine traurige Erfahrung, daß die kleinſten und oft liebenswürdigſten Eigenheiten der Geliebten ſpäter zu den häßlichſten Dämonen des häuslichen Heerdes werden. Was der Geliebten Reiz und Vi-

kanterie verlieh, macht in unſeligem Wachsthum ſpäter die Frau zur Antipodin des Mannes. Die Angebetete wirft dem Geliebten ſcherzend eine Roſe in's Geſicht und jedes reizende Dörnchen wird ihn dabei entzücken. Die Frau wage es nach zwanzig Jahren nicht mehr, denn die Dörnchen ſind zu Diſteln herangewachſen, wenn die Angebetete ſich nicht ſchon in den Flitterwochen davon befreit hat. Ich habe eine ſchöne Braut gekannt, in deren kleinen neckenden Widerſprüchen der Bräutigam den geiſtigen Zauber, in deren eigenem Sinn er die Bürgſchaft von Charakterfeſtigkeit fand. Für den Ehemann wurde dieſer neckende Genius nach und nach zur Harpye, dieſer eigene Sinn zu einem unerträglichen Pantoffel. Es iſt eine Kleinigkeit, die Liebe des Mannes zu erwerben, aber eine große Kunſt, ſich dieſelbe zu bewahren. Und doch iſt's auch wieder keine. Die moraliſchen Reize einer Frau dürfen nur in dem Grade wachſen, als ihre körperlichen Reize abnehmen. Ich verſtehe nur darunter: liebenswürdig bleiben, und wenn das ohne Kunſt geſchehen kann, ſo iſt's die wahre Liebenswürdigkeit. Apollonia mogte wohl oft gefühlt haben, daß ihr Gatte ſolche Reflexionen

anstellte. Nichts desto weniger liegt's in der menschlichen Natur, gerade über einen Tadel am meisten gekränkt zu werden, den man sich doch bewußt ist, am meisten zu verdienen.

„Da haben wir's," seufzte Achilles, — „da liegt sie mir wieder in Krämpfen und ich habe doch nur die Wahrheit gesagt" . . . er trippelte hin und her . . . „der Junge schläft wie ein Todter und gleich wird Leander kommen — wenn der aber diese Wirthschaft sieht, so kehrt er mir am Ende wieder um und dann ist wieder eine Stunde verloren — und eine Stunde Zeit ist für mich ein unersetzlicher Verlust. Zeit ist Geld und Geld ist Lebensluft."

Viertes Kapitel.

Der Typus eines modernen Clavierlehrers. Herr Leander und seine Grundsätze. Das Erwachen des Wunderkindes.

Indem sich Achilles nun in einer Art von Verzweiflung zwischen Auf- und Niedergang seiner häuslichen Freude setzte, wollen wir uns nach Herrn Leander umsehen.

Dieser ist der Typus eines modernen Clavierlehrers. An früheren hochfliegenden Planen gescheitert, von Ehrgeiz und Dünkel zernagt, über Undankbarkeit der Welt klagend, mit Rache und Vergeltung drohend, fühlt er am Ende doch das Bedürfniß wie andere Menschen, das irdische Leben zu fristen.

Er läßt sich also von dem Olymp seiner Entwürfe herab, und gibt der Welt statt neuer Ideen — Cla

vierunterricht. Die neue große Zeit, die er gründen wollte, zerbröckelt sich jetzt in alte kleine Stunden. Er hätte damit beginnen sollen, womit er nun aufhört, so wäre etwas Ganzes daraus geworgen. Aber leider kommen diese Herren nur spät zur Besinnung. Alle ihre Studien reichen am Ende doch nur für Clavier-Etuden und moderne Literatur aus. Wohl ihnen, wenn sie mit ihrem Drang nach persönlicher Auszeichnung auf diesem Felde plätzen; wehe ihnen, wenn sie diese auf dem Felde der Oper suchen. Ich will die Hunderte von Tonkünstlern nicht näher bezeichnen, die schwingenverbrannt herabsanken, und statt dem geträumten Lorbeer nur die Myrrhe fanden. Nichts desto weniger suchen sie ihren Stolz auch in der niederern Kammersphäre zu behaupten, denn sie geben den Ton an, bilden eine Autorität, und Carl der Große konnte in der Mitte seiner Paladine nicht prächtiger einher wandeln, als es heut zu Tage ein Pianist unter seinen Schülern thut. Obgleich er es nicht glaubte, so schwamm doch Leander in diesem seinen eigentlichen Element. Nicht etwa, als ob er dieses Element von einem höheren Standpunkte aus betrachtete, als ob er gegen den

Strom des Zeitgeschmacks ankämpfen oder nur die Würde des Talents bewahren wollte. Behüte! Er war klug genug, hier nicht vernünftig zu sein. Im Gegentheil war es sein Stolz, daß man von ihm sagte: Leander braucht keinen talentvollen Kopf um einen großen Virtuosen daraus zu machen — und wie Roland rief: „Schafft mir Mohren her!" so rief Leander: „Schafft mir nur Finger!" Sein Schluß war: Hab' ich Finger, so hab' ich Virtuosen und Talente; ergo schaffe ich aus Fingern Talente. Und in der That, er bewies, daß man auch ohne Talent ein großer Virtuose werden konnte. Was Wunder also, daß Alles, was aus Leanders Fabrik hervorging, gepriesen wurde. Ein Schüler Leanders zu heißen war genug, um nach zwei Jahre genossenen Unterrichts sogleich selbst als Meister aufzutreten. Zwei Jahre und nicht darüber, das war der Normaltermin, dann gab er seinen Jüngern den Segen und sprach: „gehet hin in alle Welt und lehret" — und die Jünger gingen in alle Welt und lehrten. Aber sein Einfluß war noch ausgedehnter, denn er brachte es endlich dahin, daß alle Flügel, Pianos und Spinette in Jungenheim nach der Mode des dortigen

Opern-Orchesters gestimmt wurden, ja — und das will viel sagen — daß sogar die Hackbreter der Institute in erträglichen Zustand gesetzt wurden. Es ist nicht zu leugnen, daß dies Verfahren allein einen entschiedenen Einfluß auf die solide Gehörbildung der Einwohner Jungenheims hatte, und um so mehr eine allgemeine Nachahmung verdiente, da dieser wichtige Zweig musikalischer Würde wunderbarer Weise noch niemals und nirgends beachtet wurde. Dies tief empfindend, verlieh ihm deshalb auch der kunstliebende Landesherr, Graf Anselmus von Jungenheim den Orden des goldenen Künstlersporns erster Klasse. So zu neuer Thätigkeit angespornt, wollte Leander noch weiter gehen und selbst das Gekreische der Angeln an Haus-, Zimmer- und Ofenthüren in einen harmonischen Emoll Akkord bringen. Allein hier scheiterte er an dem Ausspruch der Schlossermeister, welche bei einem zu diesem Ende veranstalteten Zweckessen die Theorie aufstellten, daß die dem Rost ausgesetzte Construction der Angeln dem Schicksal mancher Kehle gleiche, die ebenfalls nie rein zu stimmen sei.

Es war also kein Wunder, daß unser Zeitmann

in einen sauern Apfel biß, und sich, koste es, was es wolle, an diesen allgesuchten Coriphäen wandte. Aber Leander war auch großmüthig, denn sich erinnernd, daß er vis à vis de rien nach Jungenheim kam, und sein ganzes Emporkommen der Protection des reichen Banquiers zu danken hatte, biß auch er in einen sauern Apfel und sprach: „Herr Zeitmann, obgleich ich 12 bis 13 Stunden täglich zu geben habe, und mir die Stunde mit einem Thaler und fünf Groschen honorirt wird, so nehme ich von Ihnen doch kein Geld. Ich habe manche Rustre mit Ihnen und auch sonst manche Vortheile von Ihnen genossen, deshalb will ich meinerseits auch ein Opfer bringen, und Ihr Söhnlein umsonst — verstehen Sie mich — ganz umsonst unterrichten, und zwar jeden Sonntag von 8 bis 9. Nur mache ich zur Bedingung" — fügte er mit edelmüthiger Bescheidenheit hinzu — „daß die Sache ganz unter uns bleibt. Es ist nur anderer Zumuthungen wegen."

Am folgenden Tag aber wußte es unter dem Siegel der Verschwiegenheit die ganze Stadt.

Mit dem Gratis-Unterricht ist es aber eine eigene Sache. Er scheint nicht in der pädagogischen

Natur zu liegen. Unmuth, Langeweile, Verkürzung und Versäumniß (welche man in Deutschland mit dem Terminus „Schwänzen" bezeichnet) sind die unvermeidlichen Trabanten dieses großmüthigen Versatzes. Ich habe das noch immer gefunden — und deshalb Ehre den seltenen Ausnahmen!

Leander gehörte leider nicht zu diesen Ausnahmen, denn obgleich er wohl fühlte, hier dankbar seyn zu müssen, so kam er doch nur höchst selten zur gesetzten Stunde, und unter drei Mal wurde das arme Kind sicher zwei Mal fortgeschickt. Und doch machte er die strengsten Anforderungen an die aufgegebenen Lectionen! So verlangen gewöhnlich — sonderbarer Contrast — pflichtvergessene Menschen nichts desto weniger die exactesten Pflichterfüllungen von ihren Umgebungen!

Zeitmann biß sich in die Lippe, mogte aber doch den Vortheil des Renommées nicht aufgeben, Leander zum Lehrer des kleinen Cäsar zu haben. Industriöse Köpfe wissen sich immer zu helfen. Sich für Leanders Vernachlässigung schadlos zu halten, suchte er andere Musiker zu gewinnen, und so hatte der kleine Cäsar beinahe für jeden Finger einen be-

sonderen Tyrannen, wovon jeder einzelne wiederum in des Vaters mercantilischem Gegendienste eine vortheilhafte Convalenz suchte. Kaum waren sie fort. Versäumte der Eine, so kam doch der Andere, nur der Vater fehlte nie — denn dieser war ganz der Mann dazu, jede Lücke auszufüllen, die verschiedenen Methoden zu verbinden, und das so gereinigte Kind mit den Argusaugen der Speculation und Habsucht zu bewachen.

Das Princip hieß, — wir Deutsche haben ein herrliches Wort für unausgesetzte geistlose Thätigkeit — ochsen . . . auf dieses gründete der arme Mann alle seine phantastischen Hoffnungen, und: „Caesar aut nihil" war sein Wahlspruch.

Leider erblicken wir in der Erziehung Cäsars das Spiegelbild manches hochmüthigen Nihilisten!

Wir verließen Herrn Zeitmann in peinlicher Stellung. Während ich aber diese Episode erzählte, ist Apollonia wieder erwacht und schlürft eben die dritte Tasse Kaffee. Es hat so eben acht Uhr geschlagen, und der Alte blickt ungeduldig durch das Fenster, als sich des kleinen Cäsars Stimme vernehmen läßt.

Das arme Kind hat einen schweren Traum; es sieht alle seine Lehrer um sich versammelt, zürnend, drohend, und der Vater, da es zu weinen anfängt, langt mit einem Arm, der sich riesenhaft erstreckt und immer länger und länger wird, hinter den Spiegel, wo sein mächtigster Hebel der poetischen Entwickelung steckt: die Ruthe.

„Will ja geschickt sein — will ja folgen, lieb Papachen — nur nicht schlagen" — lallt das Kind in seinem Traum, und fügt nun in großer Hast hinzu: „cis oder des . . . fis oder ges . . . ais oder bes... Ach! nein, nein! ais — oder . . . oder . . . kann nicht behalten — aber nicht schlagen . . . nicht . . . O weh, weh, weh!" und laut weinte das Kind und hielt sich beide Händchen vor's Gesicht.

„Um Gott!" rief die Mutter, „das Kind träumt, es bekommt Schläge. Siehst Du, das sind die Folgen Deiner Zucht." Und schnell saß Apollonia am Rande des Bettchens, nahm den Knaben in ihre Arme, und küßte ihm die Thränen von den Wangen. „Weine nicht, Gäsarchen . . . Du bist ja bei mir."

Das Kind erwachte, — begegnete dem Antlitz seines Vaters, und hüllte erschreckt und aufs

Neue schluchzend sein Gesicht in das Busentuch der Mutter.

„Diese verdammte Sentimentalität hat der Bursche von Dir," zürnte Zeitmann, „und Du wirst ihn mir noch ganz verderben. Aber — zum Glück da kommt Leander, und dann hat hoffentlich die Komödie aufgehört."

„Das Kind zittert!"

„Das ist das geistige Räderwerk angehender Begeisterung. Du hast's ja gehört, sogar im Traum gibt er sich mit seinen Studien ab. Daß er die Ruthe sah — nun — das ist freie Phantasie. Componisten lieben die Geißel. Du wirst sehen was aus dem Jungen wird," . . . er näherte sich dem Knaben, und fuhr ihm mit der Hand gleichgültig über die schweißige Stirn. „Nun wie steht's, Cäsar!! Bist Du jetzt geschickt?"

Der Knabe sah scheu auf, — aber da er merkte, daß der Vater nicht zürnte, lächelte er unter Thränen, und lallte: . . . „bin geschickt, Papachen!" dabei nahm er die breite haarige Hand und küßte sie.

„Und wirst Du jetzt brav lernen?"

„Brav lernen . . . o weiß wieder ais oder h... Nicht wahr — bin wieder geschickt?"

„Siehst Du, Apollonia, welch ein Talent in dem Knaben steckt? Ein wahrhaft chromatisches!"

Leander trat in die Stube. Sein erster Blick fiel auf den Knaben, der noch im Bette lag. Fragend sah er die verlegenen Eltern an.

„Sie entschuldigen, Herr Leander," sprach Madame Zeitmann erröthend, während sie schnell mit ihrer Schürze alle Spuren des letzten Moments vom Angesichte ihres Kindes wischte. „Sie verzeihen — aber mein Mann — er —"

„Aber meine Frau — sie —" erörterte Zeitmann nachspottend — „sie verdirbt uns den Jungen ganz und gar — sie hat keinen Begriff von weiser Strenge . . . aber in der That, lieber Herr Leander, — es ist schon so lange her, daß wir das Vergnügen nicht hatten . . . daß ich wirklich —"

„Ihren Besuch nicht vermuthete," ergänzte Leander. „Ja, sehen Sie, lieber Mann — es ist ein Unglück . . . ich darf mich nicht blicken lassen, so läuft man mir nach und verlangt Unterricht — da passirt es denn wohl einmal, . . . daß man . . .

allein sein Sie außer Sorgen, eine Lection von mir gegeben, ist haltbarer, als zehn andere . . . und Sie, werther Freund, helfen ja so vortrefflich nach, daß ich oft erstaunt bin."

Der alte Fuchs lachte in sich hinein.

„Nun, Madame Zeitmann, war unser kleiner Mozart recht fleißig?"

„O bitte — spazieren Sie gefälligst in dieses Zimmer" — bat Apollonia statt aller Antwort, öffnete es, und die Männer traten in die aufgeräumte Clavierstube.

Fünftes Kapitel.

Die Folterkammer der Pädagogik.

Gleich den Marterinstrumenten, Schrauben und Ketten in den Folterkammern des Mittelalters, hingen und lagen hier herum die Bildungsapparate des Clavierspiels. Drohend schauten von der Wand herab die doppelte Fingerleiste, Kalkbrenners Handleiter und das Chiroplast, nicht unähnlich Götzens eisernem Handschuh. An ein Piano geschraubt war das furchtbare Dactylion mit seinen acht Schnarrgalgen, Drähten und Ringen, wodurch der Eleve die Finger stecken muß, um mit Mühe zur Claviatur zu gelangen. Eine sehr weise Vorrichtung von Stahlfedern, um — wie der Gebrauchzettel besagt — sich einen

ſchönen Vortrag anzueignen. Deshalb aber auch „gut geheißen durch das Inſtitut Frankreichs und in ganz Frankreich, England und Deutſchland patentiſirt. Erfunden von Henri Herz.“ Auf einem Tiſchchen lag der Chirogymnaſt, eine Erfindung von neun gymnaſtiſchen Apparaten für die Finger, nicht unähnlich der Daumſchraube, um aus kurzen Fingern lange zu machen und aus kleinen Händen Rieſenfäuſte. Eine prächtige Turnanſtalt für hoffnungsvolle Finger. Die Ehre dieſer Prokuſtes-Erfindung gebührt Herrn Bertini, dem genialen Schnellſiegler auf dem Gebiete muſikaliſcher Disciplin. Für Dactylion und Chiro-gymnaſt ſind von den Erfindern einige tauſend Extra-Qualübungen geſchrieben. Auf einem andern Tiſchchen ſteht das ſtumme Clavier, das zweckmäßigſte Erzeugniß des ganzen Inſtituts. Der Eleve kann es mit ſich herumtragen und überall, auf Reiſen, beim Eſſen und ſogar im Bette benutzen. Es ſind nur 27 ſchwer fallende Taſten, in einer Art von Papageno-käſtchen, die aber keine Töne von ſich geben. Welch ein Bildungsmittel für Phantaſie und Gehör! Welch ein Vortheil für die Umgebung! Dieſe kann den ganzen Tag Clavier ſpielen ſehen, ohne in Verzweiflung

zu gerathen. Es muß ein erhebender Anblick sein, ein kleines, schwaches Kind mit Hinzufügung des Dactylions wie einen durch Räderwerk getriebenen Automaten, der Pianisten des Jaquet Droz ähnlich, an solch einem stummen Claviere sitzen zu sehen. Und welche Zeitersparniß! Das Kind kann während der Ruhepause mit der einen Hand sogar schreiben und rechnen, während die andere doch immer der Kunst pflegt. Weshalb dehnt man aber diese Erfindung von stummer Musik nicht aus und hat für gewisse Opern nicht auch schon ganze stumme Orchester erfunden? Ueber der Lehne eines Sessels hängt das Corjupion — auf deutsch Zwangsjacke, und auf einem andern Stuhle liegt das Carcan oder Halsband. Das erste ist ein Panzer von Draht mit Bretellen von Fischbein, das zweite wird unter dem Kinn festgeschnallt, damit der Blick stets auf die Noten gerichtet bleibt. Beide, Corjupion und Carcan, geben eine recht martialische Haltung.

O, ich mögte die Erfinder dieser scharmanten Vorrichtungen küssen, wenn mir auf dem Wege zu ihrem Munde zufällig nicht etwas Anderes einfällt.

Außer diesen furchtbaren Neuigkeiten der Pädago-

gik hängen an der einen Wand einige kleine Geigen, das Vergion oder die Ruthe und ein anderes Instrument zur Beförderung eines erhöhten Fortschrittes; das Disciplinium, eine Art von Gerte mit Knoten versehen, ganz gemacht, um den ermatteten Fingerchen im Nothfalle einige humane Andeutungen zu geben. Dieser Wand gegenüber hängen die Bilder von Haydn, Beethoven, Mozart, Cherubini, Sebastian Bach, Alfred Jaël und Leander.

In der Mitte des Zimmers prangte ein wohl conditionirter Graff mit 82 schwerfälligen Tangenten. Wenn alle jene Vorbereitungsgrade glücklich überstanden sind, wird dem kleinen Virtuosen gnädigst gestattet, (natürlich als Belohnung), hierauf seine modernen Studien zu executiren. In Schränken ringsum liegen in Schichten paragraphirt die Quellenstudien von Fux und Clementi und die mehr oder weniger daraus hergeleiteten Gradi ad Parnassum der Czerny, Herz, Hünten, Bertini, Hummel, Diabelli, John Cramer und Aloys Schmitt: alle der kleinen, größtentheils überflüssigen Duodez-Schulen und Opuscula gar nicht zu gedenken, die fast täglich aus Un-

kenntniß der Stammwerke in grosen und kleinen Winkelverlagen erscheinen.

Zeitmann hat den Druck seiner gegenwärtigen Lage größtentheils den Opfern zuzuschreiben, welche ihn dieses Institut kostete. Dennoch ging er mit heimlich triumphirender Miene darin herum, und eines Andiers Träume können nicht wollüstiger sein, als unsers Zeitmanns, wenn er sich hier in seinem staubigen Sanctuarium einschloß und über zukünftige Hofrathstitel und Orden brütete.

Als er mit Leander eingetreten war, übersah dieser mit wohlgefälligem Lächeln alle Gegenstände.

Sechstes Kapitel.

Wichtige Debatten über Unsterblichkeit und Genialität

„Ich muß gestehen, lieber Mann," sprach Leander, „daß Sie ein exemplarischer Erzieher sind und daß es Ihre Schuld gewiß nicht ist, wenn Cäsar als Clavierspieler nicht eben so groß wird, als sein Namensvetter es in Rom war;" er glaubte etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben und blinzelte deshalb vertraulich mit sich selbst in den Spiegel.

„Große Geister begegnen sich überall," entgegnete Zeitmann. „Jener Cäsar war ein Herrschergenie. Er spielte die Welt wie ein Clavier und die Menschen waren seine Tasten. Auch mein Cäsar wird ein Held werden."

„Daß er die Tastatur beherrschen wird, dafür garantire ich, aber ob er ein Genie ist" —

Zeitmann sah ihn erschrocken an — „Nun, was wäre mir denn das? Wozu hätte ich denn alle diese Apparate angeschafft? Ich bitte Sie" —

Leander wiegte den Kopf, lächelte und schnalzte mit der Zunge. „Lieber Mann — wozu der unnöthige Eifer? Sein Sie froh, wenn der Junge kein Genie ist. Beten Sie zu allen neun Musen, daß er ja keines werde. Die Genies der alten und neuen Welt sind fast alle verhungert, weil sie entêtirt ihren eigenen Weg gehen und sich weder um Publikum, noch um Zeit und Geschmack geschoren haben. Nur die Nachwelt reicht ihnen den Lorbeer, weil das bequem und wohlfeiler ist. Dagegen beherrschen die Speculanten der Kunst das Universum und werden mit Gold überschüttet, ohne den Gewinn der Genies zu entbehren: die Ehre. Das Genie, sagt man, geht nie unter. Verba sunt! Kennt man denn alle die Genies, die untergegangen sind? Weil sie untergegangen, weiß man Nichts von ihnen, und die Welt spricht nur von Denen, die mit der flatternden Hungerfahne in der Linken und mit

dem Schwert des Geistes in der Rechten den Wall der Unsterblichkeit erstiegen haben. Die Welt klammert sich mit ängstlicher Erinnerung an diese Kämpfer und setzt ihnen Monumente, um — sie ja nicht zu vergessen."

„Aber dieser Ruhm über den Sternen — dieses Fortleben in der Geschichte — dieser Platz im ewigen Pantheon?" fiel Zeitmann mit Pathos ein . . .

„Oder im Brockhaus'schen Conversations-Lexicon, wollen Sie sagen? — Bah — Phrasen, Nichts als Phrasen!" Und Leander stellte sich dicht vor ihn hin und betrachtete ihn mit verächtlichem Sarkasmus:

„Und Sie, Herr Zeitmann, radotiren von Sternen, — Ruhm und Pantheon, Sie, der Sie nur auf Mittel speculiren, aus Cäsar einen Crösus zu machen? Armer Mann! Wo die Kunst schon auf dem Halm verkauft wird, da hört alle Unsterblichkeit auf. Und was ist dieses Hirngespinnst, Unsterblichkeit? Wie lange dauert sie? Was ist die Spanne Zeit von einigen Hundert Jahren gegen die Ewigkeit, von der man träumt? Wie viele große Männer — Könige, Weise und Künstler — haben auch Anspruch auf dieselbe Unsterblichkeit gemacht und — sind doch ver-

gessen — wie Viele sind gar nicht bemerkt worden? Das Glück verwaltet das Amt eines Pförtners am Palast der Unsterblichkeit und besitzt allein den goldnen Schlüssel dazu. Jedes Jahrhundert ist ein Gemach in diesem Palast. Bei dem Pförtner aber kann man sich einschmeicheln, kann sein Protegé werden. Es hängt also ganz von ihm ab, in welches Gemach er seine Clienten einsperren will. Die klassischen Geister des Alterthumes hatten das Glück, in die hintersten Gemächer eingelassen zu werden. Andere, die es nicht minder verdienen mögen, müssen sich mit den vordersten begnügen, andere werden an der Schwelle wieder fortgeschickt. Aber auch dieses Palast wird die Zeit zertrümmern und er muß einem neuen Platz machen."

„Und wir Menschen wollen dem Genuß der irdischen Güter entsagen, um ein so baufälliges Phantom zu gründen, um einem bloßen Irrlicht nachzujagen?"

Zeitmann kratzte sich, wo es ihn nicht juckte, und sprach: „Aber diese Leute sind doch glücklich. Ihr Geist, ihr Gemüth macht sie die Entbehrungen nicht empfinden. Das Genie erhebt sie über alles Fatale."

„Aber wir Kunstspeculanten sind glücklich, ohne zu entbehren. Wir genießen die Ehre sammt den Freuden irdischer Güter. Wir greifen dabei nur nicht in's Unendliche, Blaue hinein — das ist Alles. Deshalb danken Sie Gott, daß Cäsar kein Genie ist. Den Virtuosen kann man machen, wie man einen Tisch oder einen Stuhl macht. Sie kennen mein Princip. Eigensinnige Concentration aller Kräfte auf einen Punkt, ununterbrochenes Ochsen — mehr braucht es nicht. Mit diesem Princip nehme ich den dümmsten Bauernjungen von der Straße weg und mache in zwei Jahren einen Matador aus ihm. So treiben und stacheln auch wir diesen Burschen hier, und was gilt's, in Kurzem ist er ein gemachter Mann, das heißt für diese Welt, nicht für die andere. Uebrigens kenne ich Ihre Schwäche. Machen Sie immerhin die Welt glauben, Cäsar sei ein Genie, es kann nicht schaden. Die Welt macht ihn ohnedem dazu, wenn er glücklich ist. Und er wird glücklich sein, wenn er sich selbst vertraut und ihr zu imponiren versteht. Ha, ha! Sie sind ein kluger Mann, denn Sie wollen Alles auf einmal, Genialität und Lebensgenuß, Reichthum und Unsterblichkeit!"

In den Worten Leanders spiegeln sich die Grundsätze der meisten seiner Collegen, wenn sie dieselben auch nur dunkel fühlen, oder gar für Bekenner der reinsten Lehre gelten wollen. Leander ist ein eitler Geck, welches ihn aber nicht hindert, ein Virtuose und ein Sophist zu sein. Zeitmann hörte ihm mit offenem Munde zu. Da aber des Redners Unglaube an Cäsars Genie ihm doch nicht die Aussicht auf Ruhm und Reichthum raubte, so ließ er die unschädliche Zunge walten und dachte fest bei sich: „Schwatze, was Du willst, mein Cäsar ist doch ein Genie!"

Siebentes Kapitel.

Der Unterricht mit seinen Stufen zum Parnassus.

Die Mutter brachte das Kind, welches sich ängstlich umsah, dann zu Leander lief und demselben sein kleines Händchen reichte.

„Gib doch auch Papachen die Hand," mahnte Apollonia mit einem vorwurfsvollen Blick, und Häschen nahte sich nun zögernd dem Vater.

„Zu mir will die kleine Kröte nie," zürnte Zeitmann, „er fürchtet mich wie einen Popanz. — Aber das thut Nichts, wird mich schon lieben, wird schon einsehen, wenn er einmal groß verſteht. Kinder sollen überhaupt ihre Eltern nicht lieben. Um glücklich zu werden, müssen sie sie fürchten. Liebe verhätschelt, Furcht erhält die Ordnung und den Fleiß."

„So laß uns die Stunde beginnen," sprach Leander, indem er nach der Uhr sah und gähnte. Das Kind nahte langsam und die Mutter schlich mit einem Seufzer zur Thüre hinaus. Aber ich will das Gefühl meiner schönen Leserinnen — die vielleicht alle mit Lust und Neigung zu ihrem Piano schweben — nicht mit der Beschreibung der Torturen quälen, die der kleine Cäsar als „Präparations-Studien" durchmachen mußte, ehe er an das Piano, den Sitz der „Real-Studien" selbst, gelassen wurde. Wir haben das Arsenal der Erziehung überblickt und uns einen Begriff von den Graden und Stufen gemacht, die zum Parnaß des Herrn Zeitmann führen.

Das Kind, obgleich bis zum Umfallen erschöpft,*) finden wir in Jacke und Halsband geschnürt, das Antlitz mit einem hektischen Roth überzogen, endlich am Clavier. Der Schraubstuhl, worauf es sitzt, bringt die Händchen in diagonale Richtung zu den

*) Ich habe jüngst meine Hände den Uebungen des Chirogymnast längstens nur 5 Minuten unterworfen und wurde so nervös angegriffen davon, daß ich einen zweiten Versuch gern unterließ.

Taſten, und die kleinen Füße ſtehen auf einem Schemel mit Einſchnitten, den man der Conſequenz halber „Cocabellum" nennt.

Leander ſitzt mit ausgeſtreckten Beinen bequem in einem Lehnſtuhl neben Cäſar und blickt über die Brille hinweg, wir hoffen gedankenvoll, zur Decke des Zimmers hinauf. Die linke Hand präludirt auf den Obertaſten herum, die rechte mit einem Spazierſtöckchen um die Pantalons vom edelſten Schnitt, und Herr Zeitmann geht mit raſchen, kleinen Schritten, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, wahrhaft napoleoniſch. Bald nähert er ſich dem Kinde, ſieht ihm über die Achſel auf die Finger, wechſelt einen bedeutungsvollen Blick mit Leander und ſetzt ſeine Wanderung wieder fort. Apollonia aber macht ſich dann und wann im Zimmer Etwas zu ſchaffen, um nur wie von ohngefähr an dem Knaben vorüber zu gehen und ihn beobachten zu können. Der kleine Cäſar ſelbſt aber hat ſo eben ſeine 24 Scalen abgeſpielt und iſt nun mit den Donnerläufen der chromatiſchen Tonleiter beſchäftigt, worauf er zu doppelten Terzengängen übergeht. Man ſieht es, das Chirogymnaſt hat ſeine Schuldigkeit gethan, denn die

Hände sind weit ausgebildeter, wie bei andern Kindern dieses Alters, und bereits machen sich schon die Sehnen, Muskeln und Adern darauf bemerkbar. Rührender, kunsterhebender Anblick! Endlich sind die Terzenläufe beendigt, das Kind läßt die Händchen sinken und blickt Herrn Leander traurig fragend an.

„Nun die Terzengänge, mein Söhnchen, schnell, schnell!" spricht dieser.

„Hab' ja eben gespielt," antwortet das Kind.

„Wie, Du willst mich Lügen strafen, naseweises Bürschchen, willst Deinen Lehrer schon corrigiren?" —

„Hab' aber doch gespielt," sprach das Kind halb weinend, „und bin so müde."

„Aber in der That," erinnerte Zeitmann, „Cäsar hat seine Terzen wirklich losgelassen und dazu wundervoll, Sie haben nur überhört . . .

„Ich und überhört? Verbitte mir das, Herr Zeitmann," entgegnete der würdige Lehrer erröthend — „wenn Sie es aber besser verstehen, so unterrichten Sie Ihren Jungen selbst," und Leander stand rasch auf und stieß hart mit dem Stuhl auf den Boden . . .

„Nu, nu, . . . man kann sich irren," begütigte

der Vater. — „Aber daß der verdammte Junge auch immer widersprechen muß! Gleich spiel' die Terzen, oder" — und damit langte seine Hand nach dem Disciplinium.

„Nicht schlagen, lieb Papachen, will ja spielen" — und von Neuem griff das Kind in die Tasten und ließ seine Terzen wie Wagenräder darüber rollen. Man hörte ihr Rauschen in der ganzen Nachbarschaft, zugleich fielen aber ein paar helle Thränchen auf die kleinen Hände, die Niemand bemerkte.

Achtes Kapitel.

Fix und Fertig.

Da klopfte es plötzlich an die Thüre, und herein traten die Herren Fix und Fertig, ein junger Herr mit Brille und suffisanter Miene, und ein ältlicher mit aristokratischem Chic, feinen Zügen, sehr weißer Wäsche und einer Brillantnadel. Ersterer war der Herausgeber des Hinterbringers, Letzterer ein Sänger.

„Sie entschuldigen, meine Herren, daß ich diese Schäferstunde der Kunst unterbreche," sprach Fix, „allein ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen hier meinen Freund, den primo uomo della Scala in Mailand vorzustellen. Dreißig Jahre lang und noch immer die Zierde der italienischen Theater,

wird er jetzt ganz Deutschland durch seine Kunst bezaubern. In Italien heißt er Signor Fatti, für Deutschland ist er — fertig."

„Und was verschafft mir diese Ehre?" fragte Zeitmann. „O, spiele nur immer fort, mein Söhnchen! Die Herren erlauben doch — denn die Zeit ist edel, zugleich stelle ich Ihrem Freunde den Lehrer meines Cäsars vor, Herrn Leander, den ersten Virtuosen dieser Stadt und Ritter des Künstlersporns erster Klasse."

Nach gegenseitiger Verbeugung nahm Fix wieder das Wort: „Was Ihnen diese Ehre verschafft?" . . . er deutete auf den spielenden Knaben . . . „und im Angesichte eines solchen Wunders können Sie diese Frage stellen? Herr Fertig, von dem Ruf desselben angezogen, beabsichtigt, seine europäische Reise mit Jungenheim zu beginnen und . . . o, Sie errathen ja wohl schon?"

„Wenn ich Ihre Anspielung deuten darf," sprach Zeitmann, „so wünschen Sie, daß mein Cäsar in Signors Concert spiele?" —

Fix und Fertig verbeugten sich . . . „Und was

meinen Sie dazu?" fragte der Erstere Leander mit leichtem Schlag auf die Achsel.

„Doctor Fix weiß zu gut," antwortete dieser mit vielsagendem Blick, „daß man ihm Nichts abschlagen kann, und — wenn Herr Zeitmann" . . . Dieser aber wurde scharlachroth im Gesicht vor Freude, doch ermannte er sich politisch und sprach mit bescheiden gesenktem Blick: „Ich fürchte nur, daß mein Cäsar . . . vis à vis eines großen Auditoriums — und der Kritik."

„Ohne Sorge, Freundchen," lachte Fix, „wollen das Alles schon machen, wenn das Kind nur Muth hat."

„Muth?" erwiderte Zeitmann . . . „Wenn das Uhrwerk richtig aufgezogen, so geht es auch richtig. Jetzt wäre es noch zu früh, denn die Furcht kommt mit dem Verstand." . . .

„Also abgemacht," triumphirte der Andere, „Cäsar spielt künftigen Montag in Fatti's Concert und bekommt dafür eine Düte Bonbon."

Herr Fertig verbeugte sich vornehm und radbrechte die Worte:

„Signor, lo werden mich bezeigen dankbar, wenn

das kleine Maeſtro kommen nach Italia . . . abber was executiren er für Concerte? . . . dal quel maestro ſein der Compoſition?" . . .

Zeitmann nahm das Wort: „Ich denke, er ſpielt Beethoven — o der Bube hat eine wahre Paſſion für Beethoven — er ſchwärmt nur ſo für ihn . . . und dann, lieber Leander, was meinen Sie, Etwas von Emil Prudent, oder ſonſt was Klaſſiſches?" . . .

„Ich denke," fiel Leander ein, „er ſpielt meine Phantaſie über Themas aus Nebuco von Verdi, ſind Sie's zufrieden, lieber Fanti?"

„Il suo fantasia sarebbe . . . aber werden der kleine Mann nicht eine kleine Repetitione machen von ſein Talent?" . . .

„'s iſt ja auch wahr," rief Zeitmann. „Alfons, mein Cäſarchen, mein ſüßes Kind, — hör' 'mal auf mit Deinen Etuden und ſpiele uns eines Deiner Concerte vor. Komm, ſteh' auf, und gib dem Herrn da ein Patſchhändchen."

Und Herr Zeitmann — vor Leuten immer der zärtlichſte Vater — hob den Knaben von ſeinem Sitz, küßte ihn, daß es knallte, und ſtellte ihn vor die

Angekommenen. Das Kind, froh, einen Augenblick erlöst zu sein, lief schnell zu den Fremden, reichte Jedem sein Händchen hin und blickte sie mit einer Mischung von Wehmuth und Freude an. Fix beugte sich über den Knaben, Fertig analysirte ihn durch die goldene Lorgnette . . .

„Welche Chopin'sche Elegie in diesem Blick," sprach der Erstere — „und betrachten Sie diese Hand, ganz nach der Antike geformt. Eine Hand des Plutarch. Hab' aber auch die Welt auf ihn präparirt, nicht wahr, Freundchen?" und dabei blinzelte er aufblickend vertraulich gegen Zeitmann.

„Ja," sprach dieser im Tone eines Ciceron es . . . und dabei wird er nie angestrengt, ein paar Stündchen höchstens, denn Alles fliegt ihm nur so an. Ein Gedächtniß, sag' ich Ihnen, wie Mozart und Dase. Ich bin zwar sein Vater, aber es ist ein massenhaftes Genie. Und doch weiß er von Allem Nichts, die Kunst steckt in ihm wie das Mark in der Eiche und treibt von innen heraus. Deshalb ist aber auch athmen, leben und Klavierspielen bei ihm eins und dasselbe. Man raube ihm sein Klavier und er wird absterben wie die Pflanze ohne Licht und Luft. Von

Jugendluft, Kinderſpielen, Sonnenſchein und Blumen weiß er durchaus Nichts, denn hier iſt ſein Laboratorium, iſt ſeine Welt, und ſeine Taſten erſetzen ihm Alles. Nur eine Leidenſchaft hat der Junge, und dieſe iſt ſein Steckenpferdchen — von dieſem eilt er zum Piano und wieder zurück."

„So macht ſogar die Natur ihre Witze," lachte Leander, „denn ſie deutet dadurch an, daß die Kunſt ſein Steckenpferd iſt."

„Bravissimo!" lächelte Signor Fertig vornehm, und ſchlug dabei mit den drei bloßen Mittelfingern ſeiner Rechten in den linken Glacéehandſchuh hinein . . .

„Geiſtreiche Bemerkung!" rief Zeitmann, und zir zog ſogleich ſeine Schreibtafel hervor und notirte ſich dieſelbe, ſprechend: „Freundchen, den Witz handle ich Ihnen ab und ſende Ihnen Ihr Antheil Honorar dafür."

Neuntes Kapitel.

Die Feuerprobe des Genies.

In diesem Augenblick trat die Mutter in die Stube, und der Knabe lief auf sie zu, schmiegte sich an sie, und rief: „Mamachen, mich hungert.“ ...

„Die Herrn verzeihen,“ sprach Apollonia, die sich mittlerweile traitabel gemacht hatte, „aber das Kind hat noch nicht gefrühstückt.“

„Ei was Frühstück,“ polterte Zeitmann, und gab dabei seinem Grimme einen Anstrich von Humor... „Die Musen frühstücken auch nicht, und Cäsar! kann's nachher einbringen ... stell' die Milch auf Kohlen, damit die Herrn hier nicht darauf zu stehen

kommen. Nicht wahr, mein Söhnchen, — Du willst jezt nicht essen?“

Das Kind, diesen Ton instinktmäßig verstehend, ließ den Arm seiner Mutter los, und lief zum Flügel.

„Aber vorerst das Corsupion und Carcan herunter,“ sprach der Vater, „denn wie der Geist von der Zwangsjacke der Schule, muß auch der Körper von seinen Fesseln befreit sein, wenn es gilt zu executiren. Vestris hat des Morgens in Holzschuhen getanzt, um am Abend wie ein Vogel schweben zu können . . . Sie werden sehen, wie federleicht dem Jungen jezt das Schwierigste wird“ . . .

Während dem hatte die Mutter schweigend und kopfschüttelnd dem Kinde die Bande abgenommen, und seine Fantasie über Rebues auf den Pult gelegt, Stuhl und Schemel geordnet. Der kleine Cäsar dehnte seine Gliederchen behaglich aus, blickte den Vater scheu an, und da dieser ihn mit freundlichem Nicken auf den Stuhl hob, und ihn wieder küßte, athmete er freier, und machte sich mit den üblichen Coquetterien, die dem Klavierspielen vorausgehen, bereit, das Werk zu beginnen. Fix und fertig postir-

ten sich dicht hinter den Knaben, ihm über beide Achseln mit bewaffneten Gläsern zuschauend, Leander saß mit dem Stäbchen ihm zur Rechten, des Vaters Argusaugen bewachten ihn gegenüber, und Apollonia stand in einer Ecke am Ofen gelehnt. Unter solchen beengenden Auspicien sollte sich das freie Genie entwickeln — aber was dieses unterließ, that Gewohnheit, und als nach einem Moment allgemeiner Spannung Leander rief: „Laissez aller!!“

Da rollten, sprangen, hüpften, glitten und schlugen die losgelassenen zehn Springfedern über die Doppelfläche weißer und schwarzer Tangenten, so daß es brauste und sauste, zirpte und girrte, brummte und donnerte. Es war außerordentlich, was das Kind leistete, es war außer der Ordnung! Wenigstens außer der psychologischen. Leander hatte Recht, wenn er sagte: „Eigensinnige Concentration aller Kräfte auf einen Brennpunkt, ununterbrochenes Ochsen — mehr braucht es nicht.“ . . . So war es auch hier gelungen, zu beweisen, wie früh sich eines Menschen physische Natur zu entwickeln vermag. Ein Hebel mehr, das innere Gemüthsleben, die Un-

schuld und Reinheit der Tonkunst vernichten zu helfen, das war Alles.

Weit entfernt, das Gigantenspiel des kleinen Liliputaners zu verfolgen, — denn wir werden ja Firens Kritik darüber lesen — gehe ich lieber gleich zum Schluß dieser Sitzung. Wer hat nicht schon die riesenmäßige Ausdauer eines Virtuosen-Papas zu bewundern Gelegenheit gehabt, der nicht fertig werden kann, den Zuhörer wie den Spielenden gleichzeitig zu peinigen, und ich weiß nicht, welche Arroganz größer ist, die seinige oder die eines Dichters, der sein Trauerspiel vorliest, oder auch eines Componisten, der nach und nach ganze Aktenstöße hervor holt. Es ist dies eine Verletzung des Gastrechts, wie sie nur die Civilisation hervorbringen kann. Schon ist der Flügel mit alten und modernen Klassikern bedeckt, die alle schon herunter gespielt worden sind, und noch immer greift zu neuen Opfern die nicht zu stillende Eitelkeit der beiden Erzieher. Sie sehen nicht oder wollen es nicht sehen — denn der Fanatismus des Ehrgeizes täuscht sich immer selbst mit offenen Augen — wie Fix und Kertig verzweiflungsvoll hin und her trippeln, wie das spielende Kind schon mehr-

mals die Farbe wechselte, und die Mutter auf dem Sprunge steht, ihm beizustehen. Eine zehnseitige Stunde ist so eben geendigt, schnell wollen Fix und Fertig von folternden Bedürfnissen gequält entfliehen. Aber Zeitmann, glühend vor Vaterwonne, wirft sich ihm entgegen, und fleht: „nur noch diese variirte Polka — der Glanzpunkt Cäsars!“ . . . und das arme Kind muß aufs Neue die abgespannten Springfedern in Bewegung setzen — — da, zur Erhöhung seiner Qual, läßt sich unten auf der Gasse Trommelschlag vernehmen. Fröhliche Knaben mit Fahnen und hölzernen Säbeln ziehen jubelnd hinaus in den frischen Wald — dicht am Hause vorüber, und die rothen und gelben Läppchen streifen an den Fenstern an; in des Kindes kleiner Brust erwacht plötzlich eine nie gefühlte Sehnsucht, und von einem natürlichen Instinkt getrieben, breitet es beide Aermchen nach dem Fenster.

„Ist der Junge toll geworden!“ schreit Leander. „Spielen, gleich spielen!“ Aber das Kind hört nicht und blickt wie versteinert das schöne neue Wunder an. Da reißt der zornige Vater unter den Worten: „wart', ich will Dich lehren, mich so blamir-

ren!" das Disciplinium von der Wand, aber — der Schlag trifft Apellonia's Arm, die herbei geeilt war, und in diesem Augenblick sinkt das Kind erschöpft in den Schoos der Mutter. Fix und Feretig aber stürzen zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter.

Zehntes Kapitel.

Eine bescheidene Recension.

Das Concert des Signor Fatti war vorüber, und schon am folgenden Morgen las man im Hinterbringer Folgendes:

„Es gibt jetzt nur zwei Gegenstände der Aufmerksamkeit für Europa, die Verbindung des atlantischen Oceans mit dem großen Weltmeer, und — das Clavierspiel des kleinen Cäsar Zeitmann. Die Gottheit hat nur auf diesen geblickt, als sie das Samenkorn in die Furche legte, woraus der Stammbaum dieses Geschlechts emporblühen sollte, und wenn Montesquieu sagt: der Zeit fehlt es nie an dem rechten Mann, so hat er schon die Zeit ge-

ahnet, die einen ſolchen Mann, einen Zeitmann ſchaffen würde. Nomen et omen! Der römiſche Cäſar ſprach ſein veni, der Cäſar des 19. Jahrhunderts darf es mit größerem Rechte ausrufen, denn jener bedurfte Tauſende von Schwertſchlägen, um eine Welt von Körpern zu beſiegen; dieſer Held bedarf nur eines Fingerſchlages, um eine Welt von Geiſtern ſich zu unterwerfen. Gäbe es ein Land der Tauben, wie es ein Land der Blinden gibt — Deutſchland — ſo ſende es nicht zu Doctor Turnbull, nein, es ſende zu unſerm Cäſar, und es wird auf der Stelle geneſen. Aber ſein Zauberſpiel — bald komiſch, bald kosmetiſch, hier Donnerton, da buhlende Winde, dort wieder Thränenwellenſchweifender Kocytus — ſpricht nicht blos zu den Gehörnerven, nein, es dringt in die innerſten Fibern der Seelenkammer, und eine Norma, die vorher Johann Michel Zimmermanns mimiſche Schrift ſtudirt, kann nicht draſtiſcher wirken, wie das Spiel Cäſars. Ach! Weshalb hat der würdige Revisator der Kreisfinanzkammer in Ellwangen, Herr Raber, ſtatt ſeiner Schnellſchreibmaſchine nicht auch eine Notation für die Geiſterſprache erfunden? Aber mir verſagen Zunge und Fe-

der ihren Dienst, das Unbeschreibliche zu beschreiben, ich zittre wie ein Französischer Feuilletonist, wenn er überschwenglich wird, und taumle wie jener Clarence, der ein Glas Wein forderte, und in ein ganzes Faß Sekt getaucht wurde. O du deutsches Publikum, glaube nicht, daß mich Kunstfanatismus verrückt gemacht, hier ist ja keine Prima Donna, in die man sich erst verlieben muß, ehe man radotirt; ich bin ja noch Wassernüchtern gegen die Spanier und Holländer, aus deren encomiastischem Lexikon jeder deutsche Kritiker seine Worte entlehnen kann, wenn seine Sprache nicht mehr ausreicht. Spanien und Holland, Zenith und Nadir — und doch macht euch der Enthusiasmus zu einem siamesischen Zwillingspaar. Ich könnte stehlen aus fremdem Geistergebiet wie ein deutscher Operncomponist der Neuzeit, und auf Cäsar beziehen, was uns die Iberia musical von dem großen Franz Liszt schreibt. Diese schreibt: Liszt ist ein Planet, der Alles, was ihn umgibt, verdunkelt . . . eine größere Phrenesie haben wir noch nicht beobachtet . . . Sei gegrüßt, Du von den Göttern und Menschen geliebkoseter (Mimado) Künstler! oder was der Globo inhaltschwer ausdrückt: „Nie-

mand glaubte, daß ein Mensch am Clavier säße.“ Oder was der Heraldo schwärmt: „Sein erhabenes Spiel läßt keine Analyse zu . . . welch ein Delirium!

Ferner könnte ich bestehlen das Amsterdamer Echo dramatique, das den Alexander Dreyschock, den Fürsten der Clavierspieler, den weisesten und brillantesten Virtuosen nennt, oder welches da sagt: Unter seinen Händen wird das Clavier geheiligt . . . oder . . . um von großen Wunderwerken zu reden, muß man eine Sprache erfinden, dem Gegenstande ähnlich . . . wir fühlen unsre Ohnmacht, um würdig über einen Virtuosen zu sprechen, der mehr als europäischen Ruf besitzt u. s. w. Ich könnte Ivan von Villers das bestehlen, der ihn mit Napoleon zusammenstellte, oder gar jenes philadelphia'sche Blatt, das, um Alles in Allem zu sagen, einen andern Virtuosen mit unserm lieben Herrgott vergleicht; denn es spricht: Im Himmel ist ein Gott, und auf Erden ein Leopold von Meyer. Ich könnte dies alles auf Cäsar anwenden, allein wozu mich mit fremden Federn schmücken, da ich mit Bestimmtheit behaupten kann: Cäsar vereinigt alle Tugenden dieser Virtuosen, ohne ihre Laster zu besitzen, und folglich muß sich auf ihn auch

alles Lob concentriren, welches jene einnahmen. Cäsar ist gerade deswegen der größte Künstler, weil er der kleinste ist. Ne quisquam Caesarem possit superare nisi Caesar!

Kann ein Brunnen wohl noch Wasser geben, wenn die Quellen versiegt sind? Deshalb verzeihet, ihr übrigen Planeten, wenn ich von der Sonne verblendet Euch nicht bemerkte — tritt diese zurück, dann will ich Eure Bahn beschreiben.

Olivier Anastasius Fir.
Doctor der Philosophie.

Elftes Kapitel.

Eine Mutter an der Wiege des Virtuosen. Der nächtliche Besuch. Vaterfreude. Eine Katastrophe.

Es ist Nacht und der Vollmond wirft sein falbes Licht durch die rothen Gardinen in das Zimmer, worin Cäsar schläft. Diese röthliche Dämmerung fällt auf das zarte Antlitz des Schlummernden, und erhebt zugleich die kummervollen Züge Apolloniens, die mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen am Fuß des Bettchens sitzt. Man sieht ihr an, daß ihre Gedanken auf einen ernsten Gegenstand gerichtet sind, denn sie erhebt ihr Auge, das mit ängstlicher Theilnahme den schlummernden Liebling bewachte, nur dann, um es von einem Seufzer begleitet gen Himmel zu richten. Ihre braunen, noch immer vol-

len Locken sind aufgelöst und fallen Magdalenen artig über Brust und Nacken. Apollonia zeigt uns, ohne es zu wollen den Wechsel des menschlichen Geschicks. Die Zahl ihrer einstigen Anbeter, als von verrätherischem Schimmer umgeben ihre elastisch schwellenden Glieder und ihr Auge voll schalkhafter Glut noch Alles bezauberten, hätten sie heute nicht wieder erkannt — auch nicht durch die anziehende Schärfe des Opernglases. Und doch gewährt sie dem ruhigen Beobachter ein ehrwürdiges Bild, denn er erblickt nicht mehr die leichtsinnige Circe, er sieht nur die Mutter. Das Muttergefühl absorbirt alle Schwächen und Laster. Der Anblick einer Mutter mit ihrer Liebe und ihren Schmerzen ist immer schön. Ich benutze das beste Vorrecht des Schriftstellers, indem ich in das innerste Heiligthum des Menschen dringe, in sein Herz, und seinen leisesten Pulsschlägen Worte gebe.

„Du armer kleiner Schelm," so denkt Apollonia — „was wird man aus Dir machen?" . . . Ohne Rücksicht auf Dein inneres Wesen, auf Deine Neigung und Deine erwachenden Gefühle, folgt man nur den Eingebungen der Selbstsucht. Du warst

schon vor Deiner Geburt an den Meistbietenden verkauft, und jeder neue Schritt, den Du thust, ist nicht mehr die freie Bewegung eines freien Menschen. Ach! wärst Du als ein Sclave geboren, Du könntest Dich nach Arbeit und Geißel doch zurückziehen in Dich selbst, und im Gemüthe Dich entschädigen. Aber man hat nicht blos Deinen Gliedern Fesseln angelegt, nicht blos zu Zwangsarbeiten bist Du verurtheilt, das entsetzliche T. V., das Cainszeichen der Civilisation ist auch Deinem Geiste eingebrannt. Mit unsichtbaren Fäden haben sie Dein inneres Leben umsponnen, Deine kleinen Gedanken geleitet, und ach! es wird ihnen auch gelingen, Dich ganz zu verderben, denn schon bemerke ich Spuren, daß Dein Herzchen höher schlägt, und daß Deine brennenden Augen leuchten, wenn Dir vornehme Leute schmeicheln. Ich habe bemerkt, daß sich Dein Blick verdüstert, wenn sich Dir ein Bürgersmann nähert und Dir die rauhe Hand darbietet. So wirst auch Du, mein Knabe, ein Opfer des Dünkels werden, der jetzt die Welt beherrscht. Auch ich war einst ihm unterthan, und weiß nun, wie lächerlich und verächtlich er uns macht. Je näher dem Ruhme, desto

weiter entfernte ich mich von der Natur, entfernte ich mich mit sinnverwirrendem Hochmuth von dem edelsten Menschenziel, von Selbsterkenntniß. Wo lebt der sogenannte Illustrator einer Kunst, der unverblendet so viel eiserne Weisheit besäße, daß er nicht zum Egoisten oder zum Gecken würde? Nur der Sturz vom Gipfel gibt die Besinnung wieder. Mich hat er gereinigt, obgleich ich unglücklich bin, unglücklich, Dich mein Glück zu besitzen. Darum klammere ich mich an Dich mit unsäglicher Mutterangst. Denn noch gehörst Du mir — noch lächelst Du meinen Liebkosungen entgegen, noch zieht Dich ein heiliger Instinkt an mein Herz. Aber wie lange wirst Du dieses kindliche Gemüth noch besitzen? Ich sehe es ja schon mit jedem Tage schwinden — sehe es Schritt vor Schritt der Kultur zum Raube werden ... Kultur und Kunst! Ach, die Thoren bilden sich mit gewaltsamer Selbsttäuschung ein, sie wollen Dein Glück gründen — und doch fehlen Dir die Stoffe, die Dich als Künstler wahrhaft beglücken könnten. Das kann nur ich, die Mutter wissen, die Deine ersten Empfindungen erforscht, die Deine Träume belauscht hat. In Dir, Du Armer, wurzeln nicht

die Atome, woraus Mozarte werden! Sie wollen Dich unsterblich machen . . . den Todtgeborenen! Und doch wirst Du, wie so viele, ein Kind des Sturms werden, das in seiner Wirbelexistenz untergeht. Und schon fühle ich, daß ich wieder Mutter bin — ich mußte ja Mutter werden — um ein zweites Opfer zu gebären! Denn solltest Du fallen — muß nicht Ersatz da sein für die verfehlte Speculation? Mit Jubel wird man die neue Prima Donna begrüßen!

O Herr mein Gott! Welch ein sündliches Spiel wird mit unsern Gefühlen getrieben! Nach den Satzungen herkömmlicher Gebräuche wird über die Geschöpfe verfügt, die wir unter unserm Herzen getragen, mit unserm Herzblut nähren, und auf die nur wir allein Anspruch haben; über den schönsten Theil unseres Daseins, kaum dem Mutterschooße entsprossen, disponiren kalte mathematische Menschen, und was wir berechtigt sind, ewig liebend zu besitzen, was uns nur allein angehört, stößt ein uns fremder Tyrann hinaus in das Chaos, weil — ihm eine conventionelle Uebereinkunft, die uns gleichgültig ist, die Gewalt dazu gab . . .

Und gibt es keine Hilfe, keinen Beschützer gegen diese Tyrannei? Die Welt voll strenger Gesetze — sie bestraft den Unglücklichen, der, um den Hunger seiner Familie zu stillen, nach verzweifeltem Kampfe mit seinem Gewissen ein Brod entwendet — hat sie kein einziges Gesetz für den moralischen Kindermord, und für den frechen Raub am Mutterherzen? . . .

Diese Gedanken wurden durch ein heftiges und anhaltendes Schluchzen unterbrochen . . . Da bewegte sich das Kind, und regte seine Arme. Der leiseste Athemzug des Lieblings weckt eine Mutter — und läge sie in tiefer Ohnmacht — „Horch!" lispelt sie — „Er erwacht — mein Kummer erweckt Sympathie in seiner kleinen Brust — er träumt von mir — und streckt sein Aermchen nach mir aus? O wohl mir" . . . Aber als sich die Mutter über den Knaben beugt, bemerkt sie erst, daß nicht ihr diese Bewegung gilt . . . Der Knabe träumt, er spiele Clavier, und seine Finger bewegen sich schnell und convulsivisch in der Luft, und hart getäuscht, mit bitterer Wehmuth starrt Apollonia diesem grausamen Spiele zu. Da poltert es plötzlich die Stiege herauf,

und Zeitmann, ihr Gatte stürmt in's Zimmer, berauscht von Wonne und Champagner. Mit der Rechten umschlingt er die Trauernde, und mit der Linken schwingt er ein Zeitungsblatt hoch in die Höhe. „Endlich" — triumphirt der Seelige — „endlich der Anfang zur Unsterblichkeit! Da lies. Cäsar ist von der Academie Demensia zum Doctor ernannt, und das Patent liegt schon auf der Post. Die Nachricht brachte mir Freund Fix in unser Casino, wo, wie Du weißt, heute große Sitzung der Fackelfreunde war. Doctor Cäsar Zeitmann — ha, ha! gratulire, Frau Doctorin! Sieh mal da, wie's in dem Jungen gährt und treibt. Er virtuosirt sogar im Schlafe! Ist das nicht Genialität? Und dabei riß er das Kind aus seinem Bettchen, küßte es mit seinen noch moussirenden und nach Tabak duftenden Lippen so oft, daß der Knabe sich heftig sträubte und laut aufschrie, und tanzte mit ihm in dem kleinen Zimmer umher. „Siehst Du, mein Apollon'chen, was ich von Miß Pavlana profitirt habe. Les beaux restes der Tage von Aranjuez. — Ha, ha, ha! Vivant alle Tänzerinnen, die solche Kraftgenies zur Welt bringen! Vivant alle vernünftigen Recensionen, denn unstreitig

hat Firens Kritik im Hinterbringer uns den Doctorhut in's Haus gebracht" . . .

Und Apollonia? . . . Sie sprach kein Wort, und sah mit stierer Apathie dem tollen Treiben der Vaterfreude zu — aber der Mond beschien ein leichenblasses Gesicht, das von innern Schmerzen krampfhaft aufzuckte. Noch ein Blick unaussprechlicher Wehmuth auf ihren Knaben, und sie wankte zur Thüre hinaus.

Aber schon in der nächsten Stunde mußte schnell ein anderer Doctor gerufen werden, und am Abend waren zwei Menschen weniger auf der Welt: Eine Mutter und eine Prima Donna.

Zwölftes Kapitel.

Der Löwe des Tags. Vater und Sohn. Im Hotel d'Aüe.

Über darf ich nun einen Sprung von 18 Jahren machen, ohne daß ich riskire, etwas Wesentliches zu versäumen, denn man werfe nur einen Blick auf das Räderwerk unsers heutigen Musikwesens, man beobachte die Sitten seiner Träger, man lese die öffentlichen Feuilletons — und die Carriere unsers Helden, dessen Erziehung nach obigen Principien nun vollendet war, ist bezeichnet. Wie Cäsar Jedmann unter den Schutzflügeln seines Vaters, der ihm Major-Domus, Clavierstimmer, Privatsecretair, Auslaufer, Tyrann und Unterthan zugleich war, den Globus durchkreuzte von den Shetlands-Inseln bis Messina, vom

schwarzen bis zum adriatischen Meer, von Krakau bis Paris und von Malta bis Sondershausen . . . wie er Barbaren civilisirte und civilisirte Völker wieder zu Barbaren machte — wie er Hofrath, Ritter und baronisirt wurde — wie er überall seine Phantasieen über Nebuco und Columbus, seine Polka mystique, sein Gremillet passioné mit stets erhöhtem Feuer und Eingangspreis vortrug — wie hier sein Spiel zum Mosesstab, seine Töne zu Manna, da ein Institut, dort eine ganze Straße nach ihm getauft wurden, . . . wie er als Protektor oder Direktor auftrat — wie man ihn hier zum Mitglied dieser und jener Gesellschaften machte und dort ihm Orden und Prätiosen zuflossen, wie sein Ausspruch als Orakel galt und seine Affectio nata alle weibliche Herzen ihm eroberten — das Alles will ich nicht weiter verfolgen. Es sei genug, daß Doctor Cäsar nun auf seines Glückes Gipfel stand und als Stern erster Größe am Firmament des Virtuosenthums glänzte. Wie sich aber in der Brandung eines solchen Lebens sein Charakter gestaltete, das wird sich im Laufe der Erzählung von selbst herausstellen.

Nur verdient das Verhältniß des Virtuosen zu

seinem Vater hervorgehoben zu werden. Der schnelle Tod Apolloniens hatte diesem einer großen Bürde entledigt, denn er war nun ohne sentimentale Einmischung Herr seiner Handlungen und unumschränkter Gebieter des armen Knaben. Dieser Einfluß, da er sein Opfer stets umstrickte und nie verließ, wuchs auf mit demselben und gebar am Ende jenes beengende und unbequeme Verhältniß, das sich nur allzuhäufig zwischen Eltern und erwachsenen Kindern findet. Selten nur verstehen es die Ersteren, namentlich die Väter, ihre geistesmajorennen Söhne unabhängig von ihrer Meinung zu machen. Das Band der Natur, oder vielmehr das Gefühl desselben legt ohnehin dem gutgesinnten Kinde eine moralische Abhängigkeit gegen Eltern auf. Die Ehrfurcht bindet immer. Schlimm daher und heimlich schmerzlich für das denkende Kind, wenn sich diese Ehrfurcht vermindern muß und sich das moralische Band lockert. Peinlich, wenn ein Vater oder eine Mutter diese Verminderung ahnet, und nun durch Mißbrauch dieses natürlichen Einflusses die Differenz auszugleichen gedenkt.

Wehe, wenn einmal die Natur zur Polizei werden muß, um die so gelockerten Bande zwischen El-

tern und Kindern nur äußerlich leidlich zusammenzuhalten.

Daß der von Eitelkeit und Habsucht gestachelte Harpagon den Sohn nicht frei gab, sondern ihn wie Schlingkraut an sich gefesselt hielt, wird aus dem Erzählten begreiflich. Den Tod der Mutter konnte das Kind nicht in seiner ganzen Bedeutung empfinden, da Apollonia ihm nur heimlich Mutter war, da sie nur seinen Schlaf bewachen durfte. Das erhebendste Gefühl des Kindes mußte der Arme entbehren. Aber doch erbte Cäsar ihre Gutmüthigkeit, und diese war es, welche ihn dem Regiment des Vaters ohne Murren unterwarf und welche ihn später — doch ich will dem Laufe unsrer Geschichte nicht vorgreifen. Folgende Scene, welche sich in einem deutschen Badeorte ereignet, mag diesem ganzen Verhältniß nun einen Relief geben.

Es hat so eben 9 geschlagen und noch brummen die letzten Schwingungen nach vom Thurme St. Martin, von dem Hotel d'Asie durch den schönen Marktplatz getrennt, in dessen Mitte ein verwitterter Triton seine hellen Wasserstrahlen sprudelt. Ich führe den Leser in einen geräumigen Salon, dessen geschmack-

volle Einrichtung einem Satraven hätte zum Wohnsitz dienen können. Heut' zu Tage kann jeder arme Teufel darin residiren, der einen Gulden für Schlafstelle und einen dito für Wachskerzen in der Tasche hat, wenn er die letzteren auch nicht anzündet. In der Mitte dieses Salons steht ein runder Tisch von Mahagoni auf einer Sphinx von Bronce. Ein roth damastener Vorhang hängt faltenreich darüber und auf demselben liegen in bunter Unordnung durcheinander Musikalien, Cigarren, Schreibzeug, ein weißer Glacéhandschuh (der andere liegt am Boden), Visitenkarten, Bücher, ein Metronom, Ringe, Uhr, Geldbörse und ein Hosenträger. Alles dieses ist aber über Haufen zurückgeschoben, um den Bestandtheilen eines Frühstücks Platz zu machen, das aus einem Kaffee-Geschirr von Majolika, kalter Küche und einer Flasche Champagner bestand. An diesem Tische, halb Geld zählend, halb dejeunirend, sitzt ein Mann in seidenen Schlafrock gehüllt. In türkischen Pantoffeln stecken seine Füße, ein bunter Foulard in nachlässig um den mageren Hals geschlungen, ein griechischer Fez sitzt burschikos auf dem struppigen Haar. Obgleich die Landstraßen diverser Leidenschaften das Gesicht dieses

Mannes durchfurchen, so herrscht in diesem Augenblicke doch ein sichtbares Wohlbehagen darauf, denn — er rollt so eben vollwichtige Holländer in allerliebste kleine Pistolen.

Ein Mensch in gelb und blanken Knöpfen, Kammerdiener genannt, steht nichtssagend vor ihm, brummt aber in Gedanken das schöne Lied: „Ach, wenn Du wärst mein eigen." —

„Zehn, zwanzig, dreißig . . . und fünf und ein halb . . . nach Abzug aller Kosten. So, Friedrich; das Geld hier bringst Du der Miß Carneol gegen Quittung, sagst ihr mein Compliment und das wäre . . ."

„Ihre Hälfte?" frug Friedrich.

„Ja — des Teufels Antheil," antwortete Zeitmann mit einem mürrischen Seitenblick. „Ich sag's ja immer, man soll nie ein Concert in Compagnie geben, besonders mit einem Frauenzimmer. Während sich die Dämchen in Baumwolle wickeln, sehr wenig Töne ausgeben, aber desto mehr Gold einnehmen, haben wir allein die Schur" — bei diesen Worten trank der geplagte Mann sein Glas leer in langen wucherischen Zügen und blinzelte dabei vertraulich gen

Himmel. „Nun," fuhr er fort, indem er das leere Glas verächtlich bei Seite schob — „nun, diese macht freilich eine Ausnahme von der Regel. Talentvoll, witzig, intriguant, jung genug, daß ihr die Coquetterie steht, großen Anhang — das rentirt sich noch. Ja, die Carneol ist eine Perle, eine Chrysalide. Mögen die Poeten sie immerhin eine Peri nennen, wenn sie für uns nur parl bleibt. Darum bring' ihr diese drei Rollen, ich hoffe, sie sind dankbar; wenigstens hat solche Rollen noch nie eine Sängerin zurückgeschickt." Und dabei lachte der alte Witzling, daß ihm die Thränen über den Faltenwurf seiner Backen liefen.

„Soll ich gehen?" sprach Friedrich, gleichgültig die Goldrollen in die Tasche steckend.

„Warte noch . . . hier diese drei Ducaten bringst Du Doctor Dringlich, dem Redakteur des Omnibus, und sagst ihm dabei — er wüßte schon. Mit solchen armen Schelmen macht man Gottlob wenig Umstände. Ein Anderes ist's mit den gestrengen Herren des Gänsekiels — die aber am Ende doch auch Geld brauchen. Ist aber schon difficiler anzupacken, oft gefährlich, und man exponirt sich am Ende. Jeden-

falls muß man leiſe anklopfen und darf nicht mit Kleinigkeiten kommen." Bei dieſen Worten, indem er ein zollgroß verſiegeltes Päckchen ergriff, entfuhr ihm ein ſchmerzlicher Seufzer. — „Hier — dieſes nebſt Billet bringſt Du . . . doch nein, nein — das iſt gegen die Form, da muß ich ſelbſt hingehen" — und dabei zündete er das Billet an einer der Kerzen an, die auf einem dreiarmigen Silberleuchter prangten, ſah gedankenvoll in die Flamme und murmelte: „Was für Umſtände um ein paar lumpiger Federzüge willen."

Friedrich wollte fort . . . aber: „War Herr Ernſt noch nicht da?" fragte der Alte ihn unruhig.

„Nein, Herr Zeitmann."

„Noch immer nicht? — und war doch geſtern drei Mal bei ihm, einmal ſogar mit der Carneol vorgefahren . . . vier Karten abgegeben an einem Tage — er iſt der Einflußreichſte, alſo der Gefährlichſte von Allen . . . und gerade er ſetzt mir das Meſſer an die Kehle — wie iſt da beizukommen?"

„Mit Verlaub, gnädiger Herr;" ſagte Friedrich — „ich meine, Herr Ernſt will nicht für Sie zu Hauſe ſein — denn als Sie mich vorgeſtern zu ihm

schickten, um ihn zum Diner einzuladen, ging er ohngefähr Hundert Schritte vor mir in seine Hausthüre hinein, war aber nicht zu Hause — so hieß es — als ich ihm folgte und nach ihm frug."

Zeitmann sprang so heftig auf, daß Tassen und Leuchter klirrten . . . „Das ist ja entsetzlich!"

In diesem Augenblick pochte es leise, fast furchtsam an die Thüre.

„Sollte er das sein?" meinte Friedrich.

„Herr Ernst, meinst Du? Unwissender Thor — diese Herren pochen stärker auf. Entrez!"

Friedrich öffnete die Thüre, ließ einen Menschen herein, in dessen Wesen sich Frechheit mit Demuth paarten, und begab sich fort.

Dreizehntes Kapitel.

Joël Dreibein. Ein Industrie-Bureau. Fernere Begebenheiten im Hotel d'Aſſe.

Der Eintretende hatte einen fadenscheinigen Anzug von zweifelhafter Farbe an und auf seiner schwefelgrauen Wäsche war die Spur der letzten Prise zu schauen. Obgleich über die funfzig hinaus, war sein glänzendes Haar noch rabenschwarz, seine Augen stechend, beweglich, und eine Geiernase bog sich den dünnen Lippen zu. Der Mensch verbeugte sich mit scheuer Vertraulichkeit, trat dicht vor Zeitmann hin, fuhr zugleich mit der rechten Hand in die linke Brusttasche und fragte: „Sind Sie der Herr Zeitmann?"

„Sind Sie Herr von Kotzebue?“ dachte in diesem Augenblicke der Ueberraschte, fühlte schon den Dolchstoß in seiner Brust und schrie, indem er zurückprallte: „Sind Sie des Teufels, mein Herr — was wollen Sie?“

„Kann doch nicht des Teufels sein,“ erwiderte der Andere, „wenn Sie mich bestellt haben. — Nu, da bin ich, gutwillig und hilfreich wie ein Cherub. Hab' die Ehre, mich Ihrer Kundschaft bestens zu empfehlen . . . dito!“

Zeitmann erholte, schneuzte sich, und sprach Etwas beschämt: „Ah — Sie sind“ —

„Joël Dreibein, Ihnen zu dienen . . . Weil die Geschäfte im Handel gehen schlecht, weil die Speculation ist in großen Händen . . . dabei theure Zeit — zahl- und zahnreiche Familie . . . Sie wissen am Besten, Herr Zeitmann . . . Ihr Herr Sohn ist ein großer, ein berühmter Mann — der Ruhm ist jetzt der gangbarste Artikel . . . und da ich der Kunst liebe — weiß Gott, der Allmächtige, ich liebe der Kunst, denn mein Benjamin hat Stund' auf der Flöte, so hab' ich mir dito auch ganz darauf geworfen.“

„Sie," auf die Kunst?"

„Nu, ob ich so oder so speculire — Handel bleibt Handel. Sehen Sie, Herr Zeitmann, das Publikum hat Launen, der große Künstler Feinde und Neider. Je höher so ein Herr Virtuos steht, desto tiefer kann er fallen, wenn er seinen Feinden nicht bietet ein Gegengewicht."

„Am Ende entscheidet doch das große Publikum."

„Na, ich bitt' Sie — großes Publikum — großer Unsinn. A Publikum is wie ein klein Kind, es macht Alles nach. Wann es hört zischen und pfeifen, nu so zischt es und pfeift es auch — wenn es hört applaudiren — dito, dito, dito! Wann Sie sind ausgezischt, so fragt kein Mensch, ob Sie's haben verdient, man hält sich an der Sach'. Sind Sie ein Ignorant und werden applaudirt, dito, dito, so heißt's, Sie haben gefallen. Wer applaudirt wird, gefällt, und wer gefällt, wird berühmt."

„Das ist wahr, mein Herr, — aber meines Sohnes Ruhm ist bereits europäisch, übereuropäisch."

„Nu, was halten Sie hinter'm Berg? Haben Sie doch Joël Dreibein rufen lassen und er nicht

Sie. Ihr Herr Sohn hat Ruhm über Europa hinaus, meinethalben dito über der Welt, aber als Virtüos auf des Clavier, nicht auf der Oper."

„Das dürfte sich wohl gleich bleiben."

„Ei, ei, wie möge Sie so rede! Soll so ein unwissender armer Mann dem gescheidten Herrn Zeitmann sagen, wo's fehlt? . . . Je größer der Ruhm Ihres Herrn Sohns als Virtüos, desto gefährlicher für das Theater. Wenn er käm so unbekannt wie ein Kind aus Mutterleib und componirt eine Musik für der Oper, da müßten die Leute doch erst hören, eh' sie sagen gut oder schlecht. Bei einem weltberühmten Clavierspieler aber wartet man nicht so lange. Man urtheilt vorher — und das ist r[illegible] Erlaubniß zu melden, das Vorurtheil."

„Herr Treibein, Sie haben eine verzweifelte Philosophie."

„Nu — grad so viel, als zum Handwerk gehört. Feir' ich doch bald mein 25jähriges Jubiläum im Ruhm-Handel; hab' ich's doch zu thun gehabt mit allen Matadoren — sind sie doch All' mit Joël Treibein zufrieden gewesen und ich dito — und ich sollte das Geschäft nicht verstehen?"

„Ich glaube Ihnen auch, mein Herr Dreibein, und denke, wir werden uns einigen. Aber sagen Sie mir doch, Sie ließen da vorhin so ein Wörtchen fallen — von . . . Verehrtester — bitte, was urtheilen oder was vorurtheilen denn die Leute von meines Sohnes Oper?"

Dreibein schob die Brauen in die Höhe und sah den Frager bedeutungsvoll von der Seite an.

„Reden Sie, Freundchen, ich beschwöre Sie — was sagt man?"

„Nu, nu — man sagt eigentlich gar nix."

„Gar Nichts?" . . .

„Oder schlimmer als gar nix — denn . . . (flüstert ihm in's Ohr) man zuckt die Achseln."

„Unverschämter, Du lügst!" schrie der beleidigte Vater und stieß den Geheimnißvollen von sich.

„Dito" — antwortete Joël ruhig . . . „nu, nu — so hab' ich gelogen — und unser Geschäft is aus . . . ich muß Ihnen nur noch erinnern, mein werther Herr Zeitmann, daß Joël Dreibein nicht allein grosse Herren machen kann — o nein — er kann grosse Herren auch klein — ganz klein machen — verstehen Sie mich, Herr Zeitmann . . . ganz klein,

. . . Und somit hab' ich die Ehre, mich dito zu empfehlen."

Dreibein hatte die Klinke in der Hand, Zeitmann stand unbeweglich, und Jeder harrte des Vortheils, vom Andern zurückgerufen zu werden. Seines Uebergewichts sich aber bewußt, öffnete der Jude in der That die Thüre, und schon war er mit dem rechten Fuß auf der Schwelle —

„Ehe Sie den linken nachsetzen, mein Bester," — rief jetzt Zeitmann — „noch auf ein Wort: was zahle ich Ihnen für zwanzig Claqueurs?"

„Das hat seine Taxe," antwortete Joël so ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre — „sehen Sie hier" — und abermals fuhr er mit der rechten Hand in die linke Brusttasche und übergab ihm ein gedrucktes Blatt.

Zeitmann überflog es im Stillen, und wir sehen ihm über die Schulter.

Industrie-Bureau für der Opern-Claque,
Chef Joël Dreibein.

(Rue Maulschellengäßchen No. 13 parterre).

Alle Tage zu treffen: Vormittag von 10 — 12,
Nachmittag von 3 — 5.

Durchschnittlicher Tarif:

§ 1. Für 10 Mann pr. Kopf Kr. 30 nebst Freibillets Fl. 5
§ 2. Für 20 Mann das Doppelte . . . . „ 10
und so fort nach Belieben.

NB. Unter zehn Mann wird nicht geliefert.

Gegenverbindlichkeiten des Instituts:

a. Großer Empfang. b. Gmaliger Applaus nach Uebereinkunft. c. Hervorrufen am Schluß. d. Zweckmäßige Vertheilung der Mannschaft und e. Unerschütterliches Aushalten im Fall der Opposition.

NB. 1. Bravo-Rufen wird extra honorirt pr. Kopf Kr. 15
NB. 2. Bravissimo „ „ „ „ „ „ 30

Extra-Tarif:

§ 1. Hervorruf am Schluß eines Akts . Fl. 5 Kr. 24
§ 2. Dito nach einer Arie, Duett ꝛc. . „ 5 „ 24
§ 3. Applaus nach einer guten Cadenz . „ 6 „ —

NB. Schlechte Cadenzen werden umsonst applaudirt.

§ 4. Für jedes Da Capo . . . . „ 2 „ 42
§ 5. Für Werfung eines Straußes . „ 1 „ 30
§ 6. Dito eines Kranzes . . . . . „ 2 „ —

Gedichte werden umsonst geworfen.

NB. 1. Die verwerflichen Gegenstände müssen geliefert werden.

NB. 2. Für Verschwiegenheit bürgt das Institut.

NB. 3. Nach der Vorstellung wird der Triumphator von dem Institut gar nicht mehr gekannt.

. . . . . .

Zeitmann, nachdem er gelesen, blickte den Chef des Industrie-Bureaus zweifelhaft an.

„Nu," — sprach dieser — „Sie haben nur zu wählen und zu kommandiren."

„Alles gut — allein das ist der Tarif für die Sänger und kein Maaßstab für meinen Sohn."

Erschrocken fuhr Joël wieder in die Tasche. „No,

ſo ſoll doch Gott helfen, — hab' ich mir vergriffen zu Hauſe . . . Verzeihen Sie — ich will ſogleich . . .

„Nicht nöthig, Herr Dreibein; werde ſelbſt dieſen Nachmittag kommen, den andern Tarif leſen und das Nöthige mit Ihnen verabreden."

„Kann ich mir darauf verlaſſen? Nu — ſo geben Sie Etwas darauf."

Widerſtrebend und doch der Nothwendigkeit folgend öffnete Zeitmann das Pult, holte eine Geldrolle daraus hervor und reichte dieſelbe dem Juden mit den Worten: „Hier einſtweilen das Honorar für 50 Mann. Die Billete für Parterre und Galerie bringe ich dieſen Nachmittag ſelbſt. Adieu."

Dreibein griff haſtig nach dem Gelde und ſchob es noch haſtiger in die Rocktaſche.

„Nur noch eine Bemerkung erlaube ich mir Ihnen zu machen."

„Und?"

„Tarif und Einſchreibegebühr werden beſonders entrichtet."

„Nicht mehr wie billig," entgegnete Zeitmann mit einem höhniſchen Seitenblick — „und ich muß

gestehen, Sie sind ein Ehrenmann, ein wahrer Phönix für den Ruhm . . . Sie treiben's in's Große."

„Nu — will man doch werden General und kein Gemeiner."

„Sie haben Recht . . . Sie können nicht gemeiner sein."

„Dito, dito, Herr Zeitmann . . . und somit hab' ich die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen."

Unter Bücklingen schob sich dieser Ehrenmann rücklings zur Thüre hinaus, und Zeitmann, nachdem er eine Minute lang nachgedacht, ging zur Thüre und zog heftig das Schellenband."

Ein Kellner erschien.

„Hat sich das Kurpersonal vergrößert?"

„Seit vorgestern um 45 Personen."

„Befinden sich auch Honoratioren darunter?"

„Hier ist die Badeliste. Der Prinz Karl von Löwenstein nebst Gemahlin, der Fürst Krakowitsch und die Tänische Tänzerin Schwenske — alle mit hohem Gefolge."

Bei dem Worte Tänzerin zuckte es wie ein Blitzstrahl durch Zeitmanns Züge, und schnell nahm er

eine Prise. Recontenancirt fragte er weiter: „Sind die Logen für morgen Abend genommen?"

„Der Kalkant Jerse sagte vor einer Stunde, sie seien alle weg, sogar die Theaterloge."

„Und hinter den Coulissen?"

„Kostet der Stuhl einen Thaler."

„Gut speculirt. Wozu brauchen auch die unbeschäftigten Mitglieder bequeme Plätze? Hinauf auf den Schnürboden mit ihnen . . . Apropos . . . wovon sprach man gestern an Table d'hôte?"

„Von den Kornpreisen; der Continental-Transit-Compagnie und vom Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko."

„Von sonst Nichts?"

„Warten Sie — ja richtig . . . auch von einigen berühmten Männern, von Cabrera, Lord Palmerston und . . . Za . . . Ze . . . Na, wie heißt er doch . . . Za . . ."

„Von Cäsar oder Zeitmann etwa?"

„Nein, nein! . . . Ah, jetzt hab' ich's, von Zarategny, dem Carlistenführer in Spanien."

„Und Nichts von einer gewissen Oper?"

„Ach ja, ich besinne mich . . . Von der Opera-

tion eines Zahngeschwürs vermittelst Schwefeläther. — Befehlen Sie noch sonst Etwas?"

„Wenn Sie nur von nichtssagenden Dingen reden können, so gehen Sie . . . Doch halt . . . noch einen Augenblick . . . (er nimmt ein Paquet Lithographieen in großem Format vom Tische und rollt es auf) Was sagen Sie dazu? Wer ist das? Sieht es ähnlich?"

„Ah" —

„Nicht wahr?"

„Zum Sprechen ähnlich."

„Nun, wer ist es?"

„O, Sie scherzen. Auf den ersten Blick — diese gebietende Haltung, diese Orden . . . der Erbprinz Constantin."

„Sie sind sehr naiv, das muß ich sagen. Können Sie denn nicht lesen?"

„Ah — Ihr Herr Sohn — auch gut, auch gut . . . in der That sehr getroffen, auffallend ähnlich."

„Nun sehen Sie, ich mögte diese Bilder gern unter die Haute volée bringen — nur des Vergleichs wegen, versteht sich — und wenn Sie sich damit

befaſſen wollen, zum Beiſpiel dieſen Mittag an der Tafel — ich gebe Ihnen ein Drittheil Rabbat — ich erreiche meinen Zweck und Sie verdienen Etwas dabei."

„O — mit Vergnügen — ich zweifle auch nicht — wenn nur" —

„Und hier ſind auch die Biographieen dazu in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache — Stück für Stück einen Gulden. Je mehr Sie davon anbringen, deſto beſſer für Sie; mir iſt es nur um Bekanntſchaft zu thun . . . So, und nun gehen Sie, mein Beſter, und machen Sie Ihre Sachen gut."

Unter dieſen abgebrochenen Sätzen bepackte der ſpeculative Vater*) den verlegenen Kellner mit Conterfeyen und Biographieen und drehte ihn zur Thüre hinaus.

*) Der verehrte Leſer glaube ja nicht, daß dieſe Scene blos aus meiner Phantaſie entſprungen. Es liegt ihr vielmehr, (wie faſt allen anderen Scenen dieſer Geſchichte) ein Factum zu Grunde, das ich — wollte ich Namen nennen — beweiſen könnte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Herrn Zeltmann und Cäsar. Disputationen über Begeisterung. Wir lernen unsern Helden näher kennen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Nebenthüre und Cäsar trat in den Salon. Wir haben ihn verlassen, als er, 7 Jahre alt, noch von seiner Mutter bewacht wurde, und finden ihn jetzt in seinem 25ten, männlich, schlank und wohlgebaut wieder. Die Blässe seines Gesichts wird, wie die Lasur der untadelhaften Zähne, durch den griechischen Bart, der kastanienbraun sich um das Kinn und die feingeschnittenen Lippen kräuselt, nur vortheilhaft gehoben. Die Nase ist edel geformt und in den angegriffenen Augen leuchtet ein verstecktes und melancholisches

Feuer. Wer einen Anstrich von Kränklichkeit und etwas Anlage zur Glatze liebt, wird diesen Kopf schön nennen. Interessant ist er auf jeden Fall. Ueberhaupt bemerkt man beim ersten Blick, daß dieser junge Mann dazu geboren war, ein Athlet zu werden, daß aber verweichlichte Erziehung und übertriebene Beschäftigung ihn sich nicht vollkommen entwickeln ließen. Ein leichter Morgenanzug umschloß seinen halb gedrungenen, halb zärtlichen Gliederbau, und was gleich bei seinem ersten Erscheinen Jedem — besonders Damen — zuerst in's Auge fallen muß, ist ein sehr kleiner Fuß und eine weiße, weiche Hand, wenn auch die Finger Etwas über das gewöhnliche Maaß reichen.

Cäsar blieb in der halbgeöffneten Thüre stehen und sprach mit sanftem Lächeln: „Ei, ei, lieber Papa, schon Krieg in aller Früh'?"

„Ich hatt's mit dem Laffen, dem Kellner, zu thun — schwatzt mir der Mensch vor, wie die Gäste im ganzen Ort wieder von Dir bezaubert sind, und begehrt ein paar Dutzend von Deinen Centerfeyen, ich gab sie ihm und schob ihn zur Thüre hinaus."

Cäsar sah gedankenvoll vor sich hin und sprach,

lächelnd den Kopf wiegend: „Es ist wahr, ich feierte gestern wieder einen meiner besten Triumphe . . . Es ist mir doppelt lieb, einmal wegen der versammelten Noblesse, die hier aus allen Weltgegenden zusammenströmt, dann wegen" —

„Wegen der Garneol meinst Du?"

Cäsar erröthete leicht . . . „Allerdings, Papa — denn nicht um Tausend Louisd'or mögte ich mich von einer Sängerin nur eine Minute lang verdunkeln lassen. Ich war aber auch sehr aufgelegt."

„Begeistert warst Du." —

„Begeistert? . . . Lieber Papa — wie kann da von Begeisterung die Rede sein, wenn man die Stunde der Inspiration nicht abwarten darf; die Zeit muß sich nach dem Genius richten, nicht aber der Genius nach der Zeit . . . Die Menge sitzt mir erwartend gegenüber, man zieht mich mit Hundert Gläsern nahe an sich heran, man umsteht mich und blickt mir über die Schultern . . . ich muß noch so eben einer Gräfin auf die Frage antworten, ob auch in Calcutta Sinn für Musik herrscht, muß hier grinsen zu der Sodaise eines Kammerherrn . . . noch holpert es mir in den Ohren von der Eisenbahn, die mich kaum

noch vor einer Stunde hierher gebracht . . . da schlägt es 8 Uhr . . . und mit dem letzten Glockenschlage, wo ich das Concert beginnen muß, soll auch gleichsam par ordre de mufti der geflügelte Gott bereit stehen, seinen unterthänigen Diener machen und sprechen: „Da bin ich, gnädiger Herr, Sie haben mich bestellt."

„Aber zum Henker, Du hast doch Alles bezaubert — und nur was vom Herzen kommt —"

„Halten Sie ein, Papa — ich weiß, was Sie sagen wollen. Es ist schon allein das Vorrecht des nackten Tones, daß er die Fibern des Herzens erregt, um wie viel mehr, wenn sich erst Töne zu Melodieen gestalten und die Harmonie ihren Kunstzauber beginnt . . . um wie viel mehr muß sich dann die Menge erregt fühlen. Es ist der Totaleffect eines Kunstwerks, der jeden einzelnen Menschen nach Maaßstab seiner Bildung und Empfindungswerkzeuge in eine gewisse Rührung versetzt und ihn mehr oder weniger das Schöne ahnen läßt, wenn auch nur dunkel. Mit dem Schöpfer des Kunstwerks ist es anders. Die Menge kann begeistert und entzückt werden, ohne daß es der Künstler ist. Ich weiß das

am Besten, wenn ich so am Flügel sitze und angeregt von der Macht der Gewohnheit, von Ehrgeiz, von glänzender Umgebung und Beifall, oder vom Gefühl des unerbittlichen sporlet — wenn ich dann von Leidenschaft gesteigert ein mechanisches Princip verfolge . . . beliebte Melodien mechanisch accentuire oder chromatische Harmonieen heraufwühle: . . . das ist aber auch Alles, was ich thue, von einer innern, die Seele bewegenden Rührung, oder von einem Ausfluß einer höheren Geistersprache weiß ich dann Nichts . . . Und wenn, wie Sie sagen, das Publikum davon bezaubert oder entzückt wird . . . es ist nicht meine Schuld. Der Kopf kann glühen und das Herz dabei doch kalt sein."

„Das alte Lied — also gäbe es gar keine innere Kraft der Tonkunst, die zum Herzen dränge?"

„Der Tonkunst gewiß — in gewissen unvorbereiteten Weihestunden — wenn der Geist unberufen kommt. Aber nicht des Virtuosenthums im Allgemeinen, dessen Princip Effect heißt und wo nur Alles darauf hinausgeht, auf einem gegebenen Punkt der Stärkste zu sein, oder das, was schon einmal Furore gemacht, noch zu übertreiben. Der Geist er-

Zu schätzen

nes Virtuosen kann mit ganz gleichgültigen Dingen beschäftigt sein, während seine Finger Alles hinreißen . . . und oft schon kam ich mir vor wie der Fels, der die Brandung erzeugt. Ach, lieber Papa — noch öfter kommt es mir vor, als spräche aus mir gar kein inneres Princip" . . .

Sinnend ging Cäsar auf und ab. Der Papa aber, an solche Reden schon gewöhnt, schob ein Päckchen Visitenkarten heftig bei Seite und sprach: „Nun, einerlei; wenn nur die Wirkung da ist, wer fragt nach der Ursache?"

„Leider, daß es so ist."

„Und doch sehr gut, sonst stünde es schlecht um die Casse mancher Concertgeber . . . Willst Du nicht frühstücken?"

„Später — ich bin jetzt zu unruhig."

„Doch nicht wegen Deiner Oper?"

„Und sollt' ich nicht? Mit so einem lecken Boot — Oper genannt — sich auf den stürmischen Ocean hinauswagen! Ohne Kompaß steuern mit dem Bewußtsein, da unter Dir liegen Tausende von Reichthümern und von Schätzen begraben, dem Sturme zur Beute."

„Deshalb zweifach glücklich, die eben darüber-fahren und triumphirend dem Hafen zusteuern.“

„Und glauben Sie wirklich, daß ich triumphiren werde?“

„Du, der Allerweltstriumphator! Warum denn nicht?“

„Das Piano — ja, lieber Papa, das ist meine Gewohnheit, da bin ich zu Hause und da bedarf ich des Muthes nicht mehr.“

„Jeder Zoll ein Cäsar! Nicht wahr?“

„Aber auf fremdem, holperigem Felde . . . Sehen Sie, als Pianist beherrsche ich meine Unterthanen: Tasten und Publikum. Als Operncomponist werde ich von Jedermann beherrscht und alle Verhältnisse gestalten sich plötzlich ganz anders.“

„Und doch warst Du glückselig in Deinen Arbeiten?“

„O ja. Das Schaffen gewährt immer eine himmlische Wonne. Der talentlose Schüler theilt dann mit dem Meister dieselbe Empfindung — ja, vielleicht ist er noch glücklicher, weil er unbefangener ist und die Tiefen der Kunst nicht erfaßt hat. Nur den Ehrgeiz haben Beide mit einander gemein. Diese

Wonne des Schaffens aber und dieses Streben nach Ruhm erregt bei dem Schüler die Stelle der Begeisterung. In diesen Momenten glaubt er, jede Note werde zu einem Marmorstein für den Bau eines unsterblichen Denkmals. Er kann die Zeit nicht erwarten, bis der Welt diese Schätze enthüllt werden, und bildet sich ein, jede Verzögerung sei ein Raub an der Kunst. Er schreibt mit pochendem Herzen und glühenden Wangen, die Feder fliegt . . . und dennoch ist das Resultat von all dem Massenhaften oft nur ein leichtes Achselzucken, oder ein spöttischer Ausdruck der Zuhörer . . . Wohl beneidete ich die glänzenden Sterne am Opernfirmament, die Geister, die eine Welt von Kräften sich unterordnen und dieselben gleichsam in eine Nußschale von Zeit und Raum sammeln und einschließen. Aber ich fühlte diesen gewaltigen Genius nicht in meiner Brust. Man erweckte nur die Lust in mir, und diese nahm ich für den Genius selbst. Ihren Wünschen, Papa, und Stachelreden, den stolzen Aufforderungen der Carneol, für sie eine glänzende Partbie zu schreiben, und vieler Freunde unbedachtem Zureden konnte ich nicht länger widerstehen. Ein Libretto, worin die Prima Donna er-

cellirte, ward gewählt und theuer bezahlt. Franzeska aber saß mir zur Seite; ihre Erfahrungen leiteten, zügelten mich, gaben meinen Intentionen eine andere Wendung, und so schrieb ich denn mehr mit ihrem, als mit meinem Geiste. Hat man aber einmal die Feder angesetzt, so schreibt man sich gleichsam in ein neues Schicksal hinein und —"

„Nicht weiter," unterbrach ihn der wie auf Nadeln sitzende Vater, „Du bist schwankend wie ein Kind, das jeden Augenblick nach einem andern Spielzeug greift, und Deine Phantasie gleicht Irrlichtern. Gestern noch warst Du muthig wie ein Held und heute bist Du feige wie ein Rekrut. Erschreckt Dich der erste Flintenschuß?"

„Lassen Sie Sich meinen Traum von dieser Nacht erzählen."

„Nun gar auch Träume? — Vielleicht auch ein Hase, der quer über den Weg lief, oder hat vielleicht ein altes Weib —"

„Hören Sie mich an:

Funfzehntes Kapitel.

Der Traum. Fieberwahn. Gäa's Energie erwacht.

„Ich phantasirte auf meinem guten Streicher, aber nicht in einem Concertsaal, sondern auf einer grünen Matte, worauf unzählige Blumen prangten, von Tausend bunten Schmetterlingen umflattert. Diesmal aber war ich in der That begeistert, und die duftenden Blumen nickten mir wonnevoll entgegen, Nachtigall und Lerche sangen dazu, und die Schmetterlinge sonnten sich in meinen Tonstrahlen. Der Himmel war heiter und ich selig. Plötzlich aber verwirrte sich mein Gehirn wie im Wahnsinn, und ich stand am Dirigirpult. Als ich um mich blickte, war die Scene verändert, Gegend und Himmel er-

hielten eine magisch düstere Färbung, und die Luft wurde schwül und gewitterhaft. Wie durch geheimes Räderwerk getrieben, schlug nun mein rechter Arm unaufhörlich den Takt, und um mich her begann ein nie geahntes Gewimmel. Lerchen und Nachtigallen wurden zu Prima Donnen, Amorosen, Baritonen und Soubretten, und die Schmetterlinge schaarten sich hinter mich und wurden — Publikum. Ein ungeheurer Beifallsturm wie Platzregen begleitete zwar meine Taktschläge, aber doch bemerkte ich, wie aus den Blicken der Sänger tückische Blitze auf mich herabzuckten, wie aus den Blumen, den Freuden meines Lebens, sich junge Schlangen wanden, und wie die Schmetterlinge ihre Farbenpracht verloren. Dennoch aber tobte der Enthusiasmus um mich, der mich zwar eitel und hochmüthig machte, mir dabei aber den Angstschweiß auspreßte. Es war ein schmerzlich zweifelhaftes Entzücken, in welchem Zustand ich auch so lange blieb, als ich dirigirte . . . Als ich aber aufhörte, ach, da veränderte sich nochmals die Scene, denn ein Abgrund that sich vor mir auf, in welchen alle meine Blumen sanken. Zugleich wurden Sänger und Publikum wieder zu großen Raubvögeln,

die mich mit Gekreisch umschwirrten, und die schwüle Luft gebar ein Gewitter. Ich stand allein, verlassen wie auf einer Insel, von Gefahren und Stürmen umgeben. Unter den Raubvögeln war es aber ein alter Geier, der mich vor allen andern enger umkreiste . . . und der mir nicht fremd, der mich schon in den Träumen meiner Kindheit erschreckte. Als dieser Geier (fuhr Cäsar fast zitternd fort, und wagte nicht seinen Vater anzusehen) noch einmal nach mir hacken wollte, traf ihn aber ein Blitz des Himmels, und er stürzte von Zischen und Hohngelächter begleitet meinen Blumen nach in den Abgrund. Entsetzt wollte ich entfliehen, fand aber keinen Ausweg, und als ich ebenfalls schon dem Abgrunde zutaumelte — siehe, da lag eine junge Rose vor demselben. Sie war von meinen Blumen übrig geblieben, und lächelte mir Hoffnung zu. Ich aber, in ihren Anblick versunken, hob sie auf, steckte sie entzückt an meine Brust, und . . . von diesem Augenblick an schwiegen die Stürme . . ."

„Soll der alte Geier etwa ich sein?" polterte Zeitmann plötzlich heraus, sprang von seinem Stuhl auf, daß er zu Boden fiel, und hob seine Gestalt

drohend in die Höhe — denn obgleich ihm unwohl bei der Sache zu Muthe war, glaubte er hier doch durch einen Theatercoup imponiren zu müssen.

„Um des Himmels Willen, lieber Papa!" besänftigte der junge Mann, und hob den gefallenen Stuhl wieder auf.

„Immer Gegenfüßler, und niemals Dank für alle die Opfer, die ich dem jungen Herrn da bringe. Er hat den Ruhm, und ich die Schur — das ist Alles — aber bin ich vielleicht im Wege, so kann ich ja" . . .

„Welche Aufregung . . . lieber guter Papa" . . .

„Was das für Träume sind — woher diese Träume, junger Mensch?" . . .

„Kann denn ich dafür? . . . Aber Sie haben Recht . . . ich bin thöricht, mich mit Gedanken zu quälen, für die ich durch solche Träume gestraft werde . . . Sein Sie wieder gut, und — sprechen wir jetzt von wichtigeren Dingen."

„Der Geier ist Dein eigner Energiemangel, der Dich noch dem Abgrunde zuführen wird, und die Rose — ist Miß Carneol . . . so deute ich mir diesen Traum."

„Sie haben immer Recht, lieber Papa . . . Franziska ist liebenswürdig, obgleich stolz."

„Sie ist reich . . ."

„Bin ich — sind wir es nicht auch? — sind wir es nicht durch Ihre ökonomischen Einrichtungen?"

Das war ein Thema, das der Alte immer zu umgehen suchte.

„Hm — hm — reich — dazu gehört viel. Freilich, wärst Du sparsamer mit Deinem Mitleid" —

Und das war ein Thema, welches den Sohn in Verlegenheit brachte — darum entgegnete er schnell: „Gleichviel — Etwas mehr oder weniger, ist nur die Zukunft gesichert, und wenn Miß Carneol sich entschließen könnte, sich nach einigen Jahren zurückzuziehen von diesem ewigen Taumel . . . Denken Sie Sich, Papa — wir drei — Franziska, Sie und ich — ein schönes Gut am Rhein, in der Schweiz, oder eine kleine Besitzung bei Venedig, von den Wellen des Meers umspült — ein Asyl für wahre Kunst und ruhiges Denken — für Freundschaft und" . . .

Das Wort „Nothleidende" konnte sein schöner

Enthusiasmus nicht mehr aussprechen, denn ein heftiges Klopfen an der Thüre verschloß ihm den Mund.

„Gottlob!“ rief der alte Zeitmann, statt „herein!“ und in das Zimmer stürmte Herse, der Kalkant des Theaters.

„Hiobsposten, Herr Doctor!“ rief er, kaum zur Thüre hinein getreten — „Hiobsposten! da lesen Sie“ — und mit diesen Worten streckte er zwei Briefe vor sich hin. Der Vater riß ihm den einen, der Sohn den andern aus der Hand.

„Miß Carneol plötzlich krank!“ rief der erste, und ließ das Blatt fallen.

„Rosinsky heiser,“ knirschte der zweite, und zerknickte das Blatt in seiner Faust.

„Da sehen Sie die Freuden des Operncomponisten!“ rief Cäsar, indem er sich hastig dabei anzog — „Nach jahrelangen Kämpfen mit Intriguen und bösem Willen . . . meinen Hosenträger her . . . nach durchwachten Nächten und Verschwendung von Zeit und Ideen . . . schnell meine Weste . . . nach geistigen Selbsttäuschungen und all den Collisionen vom Dichter an bis zum Lampenputzer, am meisten aber mit sich selbst — wo ist meine Uhr? . . . nach

ungeheuern Geldopfern, nach der Schmach, sein Werk nach allerwelts Willkühr gestrichen und verunstaltet zu sehen — schnell Rock und Hut — noch all diesen heimlichen Qualen, während sich der arme Schelm stolz brüstet oder vornehm lächelt, als könnte es ihm nicht fehlen . . . zum Teufel, wo ist denn der andere Handschuh?" . . .

Ferse hob ihm denselben von der Erde auf — „Ha, nach all diesen Kämpfen . . . eine Stunde vor der Generalprobe . . . aber warten Sie, Papa, jetzt gilt's — und ich will Ihnen beweisen, daß Cäsar doch Energie hat" . . . Er wollte fort, kehrte aber noch einmal zurück, schloß den Pult auf, und holte eine kleine versiegelte Geldrolle heraus. — „Mein Ehrenwort darauf, daß in einer Stunde die Probe und morgen Abend die Vorstellung ist."

Die letzten Worte sprach er noch vor der Thüre, und stürmte zum Hause hinaus, Ferse hinter ihm her.

Gedankenvoll blieb der alte Zeitmann zurück, mit sich selbst redend.

„Thut Nichts — Spiegelfechterei gehört zur Sache — wir kennen das! Der Junge ist jetzt in

der besten Stimmung und wird schon machen . . . diese Sänger beunruhigen mich nicht im Geringsten, wenn das Andere nur nicht wäre . . . der entsetzliche Geier . . . aber ich kann nicht mehr zurück — ich muß die 100 Friedrichsd'or wieder gewinnen, die ich gestern verlor . . . diesen Abend . . . wenn er sein neues Concert probirt — kann Alles wieder gut werden." Er schloß sich ein und ging an seines Sohnes Pult. Wir wollen ihn nicht stören.

Sechzehntes Kapitel.

Resultat der Oper Cäsar's. Das Boudoir einer Prima Donna. Fränzchen Kaneel und der graue Kapellmeister. Miß Garneel und ihre Schicksale. Plötzliche Abreise.

Die Oper Cäsars war vorübergegangen mit Glanz und Herrlichkeit, und er selbst schwamm in einem Meer von Sonnenschein. Er glaubte nun selbst, daß er ein Genie, daß er zum dramatischen Componisten geboren sei.

Wer vermögte auch solchen Einflüssen zu widerstehen? Der Fanatismus war wieder allgemein, wenn auch Einzelne die Achsel zuckten! Man erlasse mir die Beschreibung, wie er so und so viel Mal gerufen, bekränzt, und hinterher durch Gastmäler fêtirt wurde, wie ihn die Dichter mit ihren Texten förmlich belagerten, und die Journale von Geschmacks-Renova-

nen, Aera-Gründung u. s. w. sprachen. Dieses verglich ihn mit Beethoven, jenes mit Bellini, ein drittes mit Napoleon und ein viertes mit Blücher. Man sehe nur, wie die neuen Opern deutscher Priester und Laien noch fortwährend da aufgenommen werden, wo sie geboren sind, und . . . die Geschichte unserer Zeit erspart mir alle weiteren Details.

Vom Champagnerschaum des Glücks begeistert, vom Strudel des Beifalls betäubt, nichts Anderes denkend und träumend, wie Ruhm und Ehre, packte Cäsar Partitur und alle Stimmen (auch die der Kritik) zusammen und eilte damit zur nahen Residenz. Wille und Resultat schien bei ihm nur eine Folge wie Donner auf Blitz. Papa Zeitmann aber, Unpäßlichkeit vorschützend, zog es vor, das Haus zu hüten, und ließ den Ueberglücklichen zum ersten Mal allein ziehen. Er hatte seine Ursachen, des Hauses und der Cassette Hüter zu sein.

Nun ist es aber Zeit, auch einen Blick in das Sanctum von Miß Cameol zu werfen. In ein Negligee von Brüsseler Spitzen gehüllt — ein Geschenk der Fürstin Mutter von Adlersbeck — liegt Franziska sanft hingegossen auf einem Divan von rother Seide.

Mit der linken Hand unterstützt sie ihr Haupt, dessen dunkelgelbe Locken und Flechten über die entblößte Schulter fallen, mit der rechten hält sie Bulwers Leïla, in der Uebersetzung von Roth und schaut gedankenlos darüber hinweg in den großen Pfeilerspiegel vis-à-vis. Auf einem zierlichen Tischchen vor ihr liegen in englischen Prachtbänden noch andere Werke, z. B. das Nibelungen-Lied und die Lieder der Demoiselle Puget; die Partitur der Medea und Glaurens Mimili; System und Wissenschaft von Hegel (noch unaufgeschnitten) und die neusten Genrebilder aus der Coulissenwelt; Sommers Fremdwörterbuch und ein Band der Theaterlocomotive: Rose d'Albret or Troublous Times by James (noch unaufgeschnitten) und Goethe's Reinecke Fuchs, Brennglas komischer Volkskalender, die neueste Nummer der Wiener Theaterzeitung u. s. w. u. s. w. Alles neben und unter einander in der liebenswürdigsten Unordnung. Aber die schöne Leserin scheint nicht bei literarischer Laune zu sein, denn mit halb spöttischer, halb verächtlicher Miene läßt sie den Bulwer ihren Rosenfingern entgleiten, und blättert in noch andern Büchern leicht herum, ohne eines jedoch ihrer gan-

zen Aufmerksamkeit zu würdigen. Endlich gelingt es einem Heft, ihren Blick zu fesseln, sie langt darnach, ihre Gesichtszüge verklären sich, und nun beginnt sie, hastig zu lesen. Dies Heft in Quartformat und elegant gebunden führt den Titel: „Würdigung von Miß Carneols Talenten, 3ter Band" und enthält eine Sammlung gedruckter Recensionen, Gedichte und Sonette aus allen Weltgegenden. Während sie nun hastig liest, und sich ihre Wangen dabei röthen, wollen wir suchen, sie näher kennen zu lernen.

Woher diese Miß Carneol, die alle Welt bezaubert, eigentlich stamme, wo ihr Vaterland, wer ihre Verwandte und wo sie gebildet wurde, das hätte wohl alle Welt gerne gewußt, allein das war nicht so leicht, als von ihr bezaubert zu werden. Die einen behaupten, sie habe in Neapel, die andern in Paris oder Prag ihre Studien gemacht. Von ihrer Abstammung wollen einige behaupten, sie sei die Tochter eines emigrirten polnischen Magnaten, suche nun ihrer Familie Fall unter fingirtem Namen durch ihre Talente wieder zu erheben. Andere machen sie ohne Umstände zu einer Enkelin Napoleons

von weiblicher Linie. Es ist ja historisch geworden, daß der achtzehnjährige Unteroffizier Buonaparte, als er mit einem Theil seines Regiments noch in Valence lag, ein adeliges Fräulein liebte (die Geschichte bewahrt ihren Namen auf) und mit demselben . . . Kirschen gepflückt hat. Der Platz soll wenigstens noch gezeigt werden, worauf dieser klassische Baum stand. Da nun Miß Carneol jüngst in Valence Concerte gegeben, von einer hohen Aristokratie bedeutend fêtirt wurde, und — am Halse dicht am linken Ohrläppchen ein kleines, einer Kirsche ähnliches Muttermal hat — und da der angenommene Name Carneol einen blutrothen Edelstein vom Kieselgeschlecht bedeutet — was kann schlußgerechter sein, als daß Miß Carneol eine Enkelin Napoleons ist? . . . Noch andere lassen sie von einer Seiltänzer- oder gar Zigeuner-Bande geraubt worden sein, was man scharfsinnig von den kühnen und sichern Sprüngen ableitet, die sie mit ihrer Kehle macht, aber besonders deshalb, weil sie eine Vorliebe für Zigeunerlieder hat. Dann auch gehört der Carneol zu den Pretiosen und eine Präziosa war ja auch von Zigeunern geraubt worden. Man läßt sie nach England

flüchten, und von einer vornehmen Mistreß aufgenommen und erzogen werden, daher die Miß. Die Menschen sind immer scharfsinnig in Entdeckungen, und wo diese nicht ausreichen auch in Erfindungen. Daß aber diese und ähnliche Gerüchte über Miß Carneols Herkunft viel dazu beitrugen, ihren Nimbus zu vermehren und sie selbst noch interessanter zu machen, ist unleugbar. Dazu kam noch der Ruf ihres unbesiegbaren Herzens, weshalb man ihr auch zuweilen den Namen Miß Turandot beilegte. Unter solchen Auspicien konnte es nicht fehlen, daß, wo sie erschien, sie der Attractionspunkt der Gesellschaft war, und daß der mystische Dämmerschein, womit sie Fama umzog, Manches vollendete, was Euterpe noch unangebaut ließ. Und doch konnte keine Biographie einfacher sein, als die ihrige. Nördlich von Plattensee liegt das Städtchen Stuhlweissenburg, wo sie, die Tochter eines armen Cantors, Elias Kaneel, das Licht der Welt erblickte. Durch den Stand ihres Vaters mogte ihr Stimme und Gesangslust angeboren sein, denn schon als Kind wußte sie die ernsten Choräle, die sie täglich hörte, so zu verzieren, daß sie die Aufmerksamkeit des ganzen Ortes auf sich zog.

Als sie aber gar ihr 15tes Jahr erreicht hatte, gab's keinen Tauf- oder Leichenschmaus mehr, wo Fränzchen Kaneel ihr hohes Goldstimmchen nicht hören lassen mußte. Dazu die dunkelblauen Augen, die halb fromm halb schalkhaft unter schwarzen Wimpern hervorstrahlten, und die Fülle der goldgelben Locken — kurz, Fränzchen wurde so gern gesehen als gehört. Aber der Geist, der in ihr aufloderte, der Geist, der nach Entwicklung strebte, und sich nach neuen Erscheinungen sehnte. — Die Gelehrten paragraphiren ihn in Funke, Gabe, Talent und Genie — dieser Geist wollte mehr haben, als die Musikalien-Sammlung ihres Vaters ihr bieten konnte, und ein modernes Lied in Stuhlweissenburg war ein Ding, das nicht zu ihr gelangte. Elias Kaneel war mit seinem Unterricht bald am Ende, denn wenn er seine Studien mit ihr vornahm, mit dem Cdur-Accord begann, und ihre Scala dann in gleich fortschreitender Bewegung der Finger auf den Untertasten begleitete — dann hatte er das Maaß seiner Theorie erschöpft. Nach diesen Exercitien, die wenigstens anderthalb Minuten dauerten, wurden dann soviel Chloë- und Philliaden gesungen, als nur aus der Kehle woll-

ten, und somit war die Lection geschlossen. Mit Leidenschaft sang Fränzchen diese Lieder, aber sie ahnete das Dasein reicherer, schwungvollerer Gesänge, und wollte oft mit ihren beiden Händen die Taschen ihrer Schürze durchbohren, wenn die ihr gezogenen Gränzen sie verhinderten, die Tonstrahlen ihrer Stimme nach allen Richtungen zu verbreiten. Sie glich einer Lerche im Käficht. Elias Kaneel mogte wohl mitfühlen, daß ihm seine Schülerin über den Kopf gewachsen sei, aber in ganz Stuhlweissenburg war kein besserer Lehrmeister als er selbst.

Freilich wohnte da ein Mann in einem Häuschen an der Stadtmauer, den man für ein Genie hielt, weil er oft ganze Nächte lang auf einem alten Spinett oder einem Violoncello phantasirte und Selbstgespräche dabei hielt; weil er zum Tanz geigte und Noten abschrieb, wenn er Geld brauchte, dann und wann die Orgel spielte, wenn der Schulmeister betrunken war, hauptsächlich aber, weil er die Menschen floh, und wie ein Einsiedler lebte. Man wußte Nichts von ihm, als daß er Regenzer hieß, und nannte ihn, weil eben kein anderer Titel zur Hand war, den grauen Kapellmeister. Ja, wenn

der sich hätte mit Stundengeben befassen wollen, Elias würde ihm Fränzchen anvertraut, und als Honorar den Mittagstisch angeboten haben, denn sein Cantor-Salarium reichte kaum für die Bedürfnisse des Haushalts. Daran war also nicht zu denken, und somit das Talent Fränzchens auf dem besten Wege zu versauern, wie so manches andere, dem es an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln. Aber es kam anders. Im Lande sollte ein Fest gefeiert werden, wozu sich auch Stuhlweissenburg rüstete, und des Cantors Tochter war ausersehen in einem dazu veranstalteten Concert den Weihegesang vorzutragen. Nach vielerlei Berathungen über die Wahl des Tonstücks, bestimmte man sich endlich zu einer Cantate Joseph Schusters, die der Meister zur Feyer des Friedens und der sächsischen Königswürde componirt hatte. Dies Dokument fand sich in der Bibliothek des Rathhauses, wurde noch zu rechter Zeit den Motten entrissen, und feierlichst in die Wohnung des Cantors gebracht. Aber wer sollte ihr die Recitative einstudiren? Der graue Kapellmeister war der einzige Musiker von Importanz, aber weder durch Bitten, noch durch Drohung zu bewegen, Theil an dem Fest-

concert zu nehmen. Er antwortete trocken: „Thorheit! Werde am Morgen die Orgel spielen, mich aber zu etwas Weiterem zwingen? . . . mein Bündel schnüren . . . Addio!" . . . Was blieb nun anders übrig, als daß der Cantor selbst seine Brille aufsetzte, und die Studien mit Fränzchen eigenhändig übernahm. So saß denn der Alte am Vorabend des Festes am Clavier, und ihm zur Seite stand sein Töchterlein. Von einem innern Instinkt getrieben hatte sie den Zopfunterricht ihres Vaters überholt. Ihre Natur warf sie aus dem alten Styl der Composition heraus und schuf durch die Accente eines hochbegeisterten Vortrags etwas ganz Neues.

„Fränzchen! Du singst ja falsch!" schalt der alte Mann . . . aber Fränzchen achtete weder auf sein Schelten, noch auf die Begleitung, und getrieben von ihrem Feuer, nur einem harmonischen Gefühl folgend, schwang sie sich bei der Schluß-Cadenz statt bis zum B in das dreigestrichene D hinauf, mit gewaltiger Kraft einen Triller schlagend. Es gab für sie keine Noten mehr — sie sang eine Triumphhymne an die Freiheit des Gesangs . . .

„Falsch, falsch!" schrie der Cantor und hielt sich

die Ohren zu . . . Da packte ihn von hinten eine Faust am Kragen, schleuderte ihn vom Stuhl, und — seine Stelle usurpirte — der graue Kapellmeister. „Thorheit! Thorheit!“ rief er ihm zu — so verkennen Funken, Genie? . . . Von jezt an Deine Tochter meine Schülerin, wirst sehen, wirst sehen, was aus ihr machen!“

Wer nun dieser graue Kapellmeister war, gehört nicht hierher. Wollte ich auch *seine* Geschichte schreiben, so würde ein zweites Buch daraus. Wer wird es sein? Ein deutsches verschmähtes Talent, das Ehrgefühl und Kummer zum Hypochonder gemacht, und zerfallen mit sich und der Welt, voll trotzigen Grimmes hier ein Asyl gesucht. Manche Menschen werden originell, wenn ihre künstlerische Originalität nicht Anerkennung findet. Aber trotz seines Abscheus vor der Tarantel, deren Stich (wie er sich ausdrückt) die musikalische Welt zu einem Tollhaus gemacht hat, fühlte sich seine edle Natur doch zu dem wahren Talent hingezogen. Und der graue Kapellmeister hielt Wort. Von Stund' an unternahm er die musikalische Pflege Fränzchens. Der Lauf ihrer ferneren Schicksale ist kurz anzudeuten. Nach Jahr

und Tag kam eine Schauspielertruppe nach Stuhlweissenburg. Die junge Cantatrice hörte zum erstenmal eine Oper, und wenn die Darstellung auch ihr Ohr beleidigte, ihre Seele zog sie zu der Phantasmagorie des Ganzen.

„Ziehe mit ihnen, meine Tochter," sprach Regenzer, „klein anfangen, groß aufhören wie zu meiner Zeit, nicht umgekehrt wie jetzt . . . Unter diesen Leuten per aspera ad astra! . . . Drum zieh' mit ihnen. Addio!"

Er hatte recht prophezeit. Alle die ahnungsvollen Gebilde ihrer feurigen Phantasie fanden hier die erste Nahrung und entwickelten sich schnell. Selbstständig überflügelte sie bald ihre Umgebung, wurde bemerkt, vorgezogen, bewundert, und von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zog ihr das Glück voran, folgte ihr der Ruhm. Die ersten Gesanglehrer Frankreichs und Italiens brüsteten sich, das vollbracht zu haben, was am Ende — doch nur der liebe Gott gethan hat, und allgemein wurde die Schülerin des ini oder etti, dieses oder jenes Conservatoriums gepriesen. An den deutschen Regenzer aber dachte kein

Mensch, und neuen Grund hatte wieder der graue Kapellmeister, die Menschen zu verhöhnen.

Was ihren Namen betrifft, so riethen ihr Sachverständige, denselben in eine glänzendere Tonart zu transponiren, und sie sah auch wohl ein, daß auf der Firma: Fränzchen Kaneel aus Stuhlweissenburg am Plattensee ein Fluch liegen würde, während Miß Franziska Carneol schon im Voraus ein glänzendes Gestirn ahnen ließ. Was ihren Charakter betrifft? Es ist nun einmal das Schicksal des Talents, daß es, von Glanz und Schmeichelei umgeben, von seiner ursprünglichen Naivetät abweicht und sich bald als ein unverletzbares, wenn nicht überirdisches Wesen betrachtet. Wir wollen mit der Natur nicht rechten, die das menschliche Herz so weich schuf, aber das Individuum selbst beklagen, das unter solchen Aussichten immer seinen edelsten Schmuck verliert — die Bescheidenheit.

Wir verließen unsere Heldin auf einem Divan in ihrer eigenen Encomiastik lesend, und müssen sie dort auch wieder aufsuchen. So eben hat sie eine Tirade beendigt, welche sie mit Cäsar in Parallele stellt, und von „diesem jungen Künstlerpaar

spricht, das ganz geschaffen wäre, die Welt mit ihrem Ruhme zu erfüllen."

„Künstlerpaar? Wie indiscret dieser Ausdruck ist," sprach Franziska mit sich selbst, und warf spöttisch die Oberlippe in die Höhe. „Künstlerpaar" — sie schien nachdenkend und wiederholte das Wort mit einem Seufzer. „Cäsar hat Gemüth, ist interessant, hübsch genug, berühmt und reich . . . ich könnte ihn heirathen, vielleicht lieben . . . aber er besitzt keinen Stolz . . . und Selbstbewußtsein ohne diesen, ist eine Blüthe, die nicht zur Frucht wird." (Hier machte sie eine Melisma, das mit einem hohen Triller endigte). „Als Virtuos steht er im Zenith . . . ach, diese Glücklichen werden nie heiser, haben keine Stimme zu verlieren" . . . (sie räuspverte sich und nahm einen Schluck Zuckerwasser) . . . „Aber seine Kunst ist die Schöpfung des Willens, nicht des Genies . . . doch was thut das? . . . Streue ich Gold unter Bettlern aus, so begehren sie nicht zu wissen, ob das Gold geerbt oder erworben . . . und so ist das Publikum . . . Als Operncomponist? Nah, sein Werk ist ein Geschöpf meiner Intrigue . . . Auf eine neue Art siegen . . . den Allberühmten dankbar an meinen

Triumphwagen fesseln, das war meine Laune ... das glänzende Meteor dieser Oper mag nun zerfließen wie so viele andere ... Die Citrone ist ausgepreßt ... Aber mit Cäsar, dem Virtuosen, reisen, Lorbeeren und Schätze häufen, nachdem ich Grafen und Fürsten verschmäht habe — das wäre stolz und Hymens Fesseln schon werth."

Von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, richtete sie sich auf und ihr Auge leuchtete, indem sie rief. „Die Welt mit einander durchfliegen, sich gegenseitig überbieten, zu verdunkeln streben — Jeder in des Andern Ruhm beglückt und zugleich eifersüchtig ... Anbetung und Kampf! Ha! Welch ein neuer Reiz des Lebens wäre das! Elektrisch, funkensprühend bei jeder Berührung" ... sie klingelte heftig.

Die Nebenthüre öffnete sich und ein Kammermädchen erschien, nach dem neuesten Modejournal. Sie hielt einen Teller von Kristall in der Hand, worauf Karten, Rollen und duftende Papiere lagen.

„Nun, Nanchette ... warst Du standhaft?"

„Ja, Miß" antwortete das Mädchen ... „Alles abgewiesen, wie Sie befohlen."

„Darin gleiche ich wenigstens meinen Nebenbuh-

lerinnen nicht. Ich bin der Belagerung vom Morgen bis Abends müde. — Gibt es auch etwas Langweiligeres, als diese ewige Kurzweil? Immer dieselben Phrasen, Blicke, Bärte, dieselben Fragen und Antworten. — Sieh her, Fanchette, wie diese Hand geröthet ist von den Küssen der Verehrung . . . Es thäte Noth, man ließe sich für Geld sehen." —

„Das thun Sie ja auch, Miß," entgegnete das Mädchen mit großer Naivetät.

Ein Flammenblick strafte sie dafür: „Ich könnte Dich verabschieden, wenn Du nicht Recht hättest" . . . Dann sah sie denkend zur Erde und sprach dumpf: „Ja wohl, sich sehen lassen für Geld — wie Zwerge und Affen . . . aber ich bin jetzt dieser Besuche müde . . . von jetzt an Alles abgewiesen, hörst Du? — Vom Fürsten bis zum Bettler." . . .

„Auch Herrn Cäsar?"

Franziska wurde verlegen . . . „Geschäftsfreunde werden mir gemeldet . . . Gib her die Papiere. Was enthalten diese zierlichen Rollen? Ach, schon wieder Dedicationen von Liedern — ich werde meinen Salon damit tapeziren lassen . . . „An Dich" — sehr galant, alter Maestro, aber steif und ohne

Feuer . . . es scheint, er will sich wieder mit mir versöhnen . . . ad acta! . . . Was ist denn das? „„Paulincelle, Ninna Nanna, Edelkönigs Kinder,““ und dabei ein Billet von einem Unbekannten: „„Aufmunterung . . . schüchternes Talent . . . Glück der Zukunft““ . . . Laß doch sehen . . . (sie probirt mit geschlossenem Munde einige Stellen). „Ah, nicht übel, — viel Schwung, und ganz für meine Stimme; das muß Effect machen . . . ich werde den jungen Mann beglücken . . . und diese Rolle? . . . „„Karls des Großen Bild zu Aachen.““ — Gott steh' mir bei — ha, ha! Und welche Stimmführung, wie unpraktisch veraltet . . . ad acta mit dem großen Karl . . . aber von wem ist es denn eigentlich? (sie liest ein Billet und beißt sich in die Lippen) was seh ich — von dem Fürsten Lohstein . . . ah, und welch' verbindliche Worte! Er macht mich zu seiner Gönnerin! . . . Ja, in diesen sauern Apfel muß ich schon beißen . . . es muß eben Etwas daraus gemacht werden" . . .

Fanchette wagte zu erneuern: „Und der talentvolle Unbekannte?"

Miß Carneol entgegnet leicht die Achsel zuckend:

„Ja, da kann ich nicht helfen, denn Verhältnisse bestimmen den Menschen . . . Gib jenes Rosa-Couvert . . . Was seh' ich — eine Banknote von 5000 Thalern — der Besitzer dieser reichen Domänen, der Herzog von Liebeneck, schreibt mir eigenhändig . . . Seine Hoheit meinen, es sölle zur Equipage reichen? Eine Anerkennung für die Genüsse, die ihm meine Kunst verschafft . . . Fanchette, wie rührt mich das! Der Fürst soll ein großer Kenner sein . . . aber was ist denn das für ein grobes Papier? Ach, Du mein Gott, das ist sehr traurig . . . die Frau eines hiesigen Beamten klagt mir ihr Elend . . . ihr Gatte hat Abzug an der Gage erlitten, ist schwer erkrankt, fünf Kinder unversorgt, die Noth groß — sie bittet um Unterstützung und Verschwiegenheit . . . (Sie öffnet die Cassate) hier, hier, Fanchette, bring' der Frau diese 20 Ducaten . . . O, mein Himmel, wie rührt mich das!"

„Hier ist noch ein großes Papier, liebe Mik." . . .

Franziska durchfliegt es und lächelt beifällig. „Ah, das Diplom des Bürgerrechts von Liebeneck — in Folge meines Concerts für die hiesigen Armen . . . das hab' ich erwartet . . . (liest) man wird nicht er-

mangeln, diese schöne Handlung öffentlich zu preisen . . . nicht mehr wie billig. Fanchette, Louis soll das Diplom zu Herrn Dringlich tragen nebst freundlichem Gruß von mir. Der Mann wird es schon zu benutzen wissen . . . Ach, es ist doch ein süßes Gefühl um die Wohlthätigkeit . . . und jenes Blatt? . . . Nun, warum lachst Du?"

„Weil es von einem großen Aktenstoß begleitet ist, der draußen im Vorzimmer auf der Erde liegt."

Miß Carneol sah die Rednerin fragend an.

„Ich will nur beichten," sprach Fanchette . . . „Diesen Morgen kam ein schon ältlicher Mann in Begleitung einer Magd, welche diese Aktenstöße in einem Waschkorb auf ihrem Kopf trug. Er selbst schleppte ebenfalls zwei dicke Hefte unter beiden Armen. Er wünschte, vorgelassen zu werden, und da ich ihn abwies, bat er so niedergeschlagen, Ihnen wenigstens dies Schreiben einzuhändigen, daß ich es ihm nicht versagen konnte. Der Mann sah so unglücklich und ärgerlich aus."

„Wieder ein Unglücklicher? Wem soll ich nicht helfen? Nun, so gib . . ."

Aber kaum hatte Miß Carneol das Schreiben

geöffnet, als ſie mit einem leichten Schrei ausrief: „Was? — drei — ſechs — zehn — ſechszehn Seiten ſoll ich leſen . . . eine ganze Lebensgeſchichte voller Ausrufungszeichen und Gedankenſtriche! Nein, das iſt nicht möglich!“ — und der Brief entfiel ihren Händen.

„So kann ich mit zwei Worten aushelfen, denn, zutraulich gemacht und geſchwätzig, hat er mir ſein Schickſal mitgetheilt.“

„Und wer iſt dieſer Mann?“

„Ein Componiſt, der ſeine neueſte Oper nirgends anbringen kann und ſie nun Ihnen in der Hoffnung dedicirt, ſie Seiner Hoheit, dem Herzog, zu empfehlen. Durch Ihren Einfluß hofft er endlich, über alle ſeine Feinde zu ſiegen. Er hat ſchon viel Werke der Art geſchrieben, die er Ihnen auch alle vorſpielen will. Die Oper heißt: das Monſtrum, der Componiſt: Amboß und iſt ein Deutſcher.“

„Ein Deutſcher?“ rief Franziska — „ſchon wieder ein Deutſcher? — Nein, nein, ich will Nichts mehr ſehen und hören. Wenn ich eins dieſer deutſchen tiefen Meiſterwerke ſinge, ſo bin ich auf Mo-

nate lang unbrauchbar. Die letzte einer solchen deutschen Partie hat mich in dieses Bad getrieben, wo ich mich Gott sei Dank durch italienische Musik wieder erholt habe. Und nun verfolgen mich diese entsetzlichen Meisterwerke auch hier."

„Was soll ich aber dem Manne sagen?"

„Was Du willst — sage ihm, daß ich krank — daß ich todt sei . . ."

Es klopfte bescheiden an. Fanchette eilte hinaus und kam mit einer Karte zurück.

„Die Frau Ministerin von Frankenstein läßt für morgen Abend um die Ehre Ihres Besuches bitten." —

„Ich werde kommen."

Fanchette gab den Bescheid, und im Zurückkommen überreichte sie der Gebieterin abermals ein Papier. „Dies ist so eben aus der Residenz gekommen."

Hastig erbrach Franziska das Siegel. — „Ha, von Cäsar! Ein Concert bei Hofe . . . „„ohne Carneol sei kein Ganzes,"" meint der Schmeichler . . . er bittet so dringend . . . Es sei — ja, ja — sogleich meine Garderobe, Fanchette, — packe ein, was nöthig — und laß Louis Extrapost bestellen — vier Pferde."

„Aber die Frau Miniſterin?“

„Laß abſagen.“

Und am Nachmittag flog Miß Carneol der Reſidenz zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Morgendämmerung. Rien ne va plus. Nêtard Nemesis.

Der Tag graute schon und noch stand die Mondesscheibe am Himmel. Ein Frühmorgen mit seiner Dämmerung, seiner Kühle und seiner Ruhe hat immer etwas Erregendes. Auch der Mensch fühlt sich neu geboren, und wie die Stimmen der Natur zu einem neuen Leben erwachen, so ringen sich auch aus unserer Seele die Rosenstreifchen und Purpurwölkchen neuer Ideen.

Zwischen Morgen- und Abenddämmerung liegt eine kleine Welt. — ein eigner, wieder in sich abgerundeter Lebensabschnitt. Ein Tag ist Mahnung an die Ewigkeit, denn der Schlaf ist Tod und der Mensch

gleicht hier der Eintagsfliege. Die Jugend streckt dem Frührothy voll Entzücken ihre Arme entgegen, das Alter erblickt in demselben nur einen neuen vergoldeten Untergang. Der Glückliche benutzt ihn zu neuen Genüssen, dem Unglücklichen wird er zur neuen Qual. Die Aurora des Morgens, der zum Heute wird, blickt mit derselben Klarheit auf zwei ganz verschiedene Scenen. Seltsamer Contrast, grausame Begegnung!

Von Westen nach Osten zieht ein fröhlicher Wanderer dem Gebirge zu, die offene Brust dem frischen Morgenwind geöffnet, neues Leben athmend, und über seinem Haupte erhebt sich die Lerche. Mit naiver Vertraulichkeit nickt er den Lichtstreifen am Horizont zu und sein Blick scheint zu sagen: — „Nur Geduld — Du Langschläferin Sonne, Du entgehst mir doch nicht."

Von Osten nach Westen aber stürmt ein Wanderer daher, dem es nicht so wohl zu Muthe sein mag. Sein Gesicht ist fahl, übernächtig, und die entzündeten Augen liegen tief in ihren Höhlungen. Struppig hängt das ergraute Haar über Stirn und Schläfe und die erquickende, reine Luft macht seine Glieder nur erstarren.

„Schönen guten Morgen, lieber Herr!“ ruft ihm der fröhliche Wanderer zu — aber ohne Gegengruß, lautlos, stürmt Jener an ihm vorüber. In No. 7 des Hotels d'Asie angekommen, wirft sich der alte Zeitmann — denn er ist es — hastig in den Sopha und schaut stier vor sich hin . . . von einem plötzlichen Gedanken aber erfaßt, greift er mit Blitzesschnelle in seine Taschen, durchsucht sie alle — und läßt dann beide Arme schlaff über die Kniee sinken.

„Nichts mehr — Alles fort!“ murmelt er düster vor sich hin, und versinkt wieder in die vorige Apathie. „Abermals fort die Einnahme mehrer Jahre und kaum sind es 5 Tage, daß Cäsar zur Residenz gereist . . . aber ist er nicht noch jung? . . . Er und die Carneol sind ja unerschöpfliche Quellen! Und wird sich das Unglück nicht wenden, das mich so lange verfolgt? Ha, es muß sich wenden. Es liegt in der Natur, die ja nichts Bleibendes gestattet. — Weshalb also verzweifeln, wo ich Ursache habe, zu hoffen und mich zu freuen? Gerade in diesen Verlusten liegt die Garantie zu größeren Gewinnen. Mich macht blos der Zufall kleinmüthig. Es sind die Nerven, die mich erbeben machen — es ist der Frost,

der meine Glieder schüttelt — nicht die Sache ist es. Aber diese qualvolle Dämmerung will ich zum Tag gestalten und dann wird mir besser werden." Er sprang auf, zündete alle Kerzen der beiden Armleuchter an und setzte sich davor. „So, nun ist mir wieder wohl — wie doch die Helle auch das Innere erleuchtet . . . ja, ja . . . jetzt bin ich wieder der Alte, der Vater des Gefeierten, und bald der Stamm von zwei sich verschlingenden Lorbeerzweigen . . . und ist der Vater eines durch seine Werke unsterblich Gewordenen nicht auch unsterblich? Sind es nicht alle Väter solcher Helden? Und verdient der Erzieher eines Weisen, Helden oder Künstlers nicht denselben Nachruhm? Cäsar ohne meine Erziehung — wäre fürwahr nicht des Athems werth, mit dem man seinen Namen nennt. Und diese Oper — ha, wie sie meinen Bestrebungen die Krone aufsetzt! Wie meine Agenten thätig waren, ihren Schöpfer unter die Klassiker des vorigen Jahrhunderts zu versetzen! . . . Hier liegen die Zeugen ihrer Thätigkeit, denn vom Rhein bis zum Po, von der Donau bis zur Elbe — wo lebt der Mensch, der dieser Literatur nicht unterthan wäre? Journalistik, du Götze des Laien-

und Prieſterthums, du Säule und Mittelpunkt des Univerſums — du einzige Vermittlerin der Weisheit mit der Dummheit — des Ruhmes mit der Schande — mögen immerhin Akroſtichoniſten dich verunglimpfen*), dein Einfluß bleibt doch der Sieger, und was deine tauſend Zungen wiederholt ausſprechen, die Welt glaubt es am Ende doch, und wenn ſie noch ſo ſehr ihre Millionen Köpfe ſchüttelt" . . . Hier ergriff Zeitmann ein Paquet Zeitungen und ſchwang es triumphirend. „Was ich zwiſchen dieſen ſchwachen Fingern halte, iſt der Ruhm meines Cäſar — und wiegt ſchwerer, als alle Diatriben der Vernunft!" Wie ein Geiſterbeſchwörer blickte er empor zu den Papieren — aber als ob ihn eine Viper geſtochen hätte, durchzuckte es plötzlich ſeine Hand. „Was ſeh' ich?" rief er — „Ernſt! Ernſt! . . . Was ſoll der Name dieſes Terroriſten, dieſes Unbeſtechlichen unter dieſen Papieren? Woher dies Blatt? . . . Es muß es Jemand in meiner Abweſenheit hierhergelegt haben . . . Aber was kann dieſer Mann wollen —

*) Das bekannte Akroſtichon auf Journal: Ich Offenbare Und Reverire Nichts Als Lügen.

sollte er es wagen, als einziger Opponent gegen den Strom zu schwimmen? Nein, nein — er wird es nicht wagen!" . . . Zeitmann stampfte heftig mit dem Fuße und die Blätter fielen auf den Tisch . . . er wendete sich ab, aber wie durch den Blick der Klapperschlange angezogen, mußte er wieder hinsehen . . . „O Ungewißheit, wie fürchterlich bist du, und doch wieder, welch ein herrlich Kleinod. . . . Auf dieser weißen Fläche Papier stehen schwarze kleine Zeichen, eine Welt saugt jetzt ihren Inhalt ein und mir sind sie noch unbekannt — ich schaue nicht hin, bilde mir ein, sie bringen Ruhm, und bin glücklich — aber ein einziger Blick kann die ganze Illusion stören. Warum aber faßt es mich mit Fieberahnung? Es ist mein geistiges Auge, welches den Inhalt durchschaut — ja, es ist . . . aber ich will mich fassen und lesen." . . . Zeitmann setzt sich, und nachdem er einen Blick auf das Blatt geworfen, spricht er bitter: „Ach, kaum eine halbe Spalte — nun, die genügt ja für ein Kunstwerk, das einen Centner wiegt! Nur nicht viel Umstände gemacht, mein Herr Kritiker . . . O, es fängt ja schon ganz artig an: „„Einer der Ersten in der Reihe praktischer Virtuosen,"" — wirk-

lich? Einer der Ersten . . . danke für die gütige Nachricht. . . . „„Ueberschätzung dieser Klasse von Künstlern . . . Mißbrauch . . . Fortsetzung einer barbarischen Mythenzeit . . . ein altes Uebel von Indolenz und Gewohnheit sanctionirt““ . . . bravo, wackerer Meister — aber der Rabe krächzt gut — da Capo, da Capo! . . . Aha, nun die Cadenz des Vortrags: „„Als Opernconponist verfehlte Carriere““ . . . ei, ei, Du weiser Salomon, sprich, weshalb denn? . . . „„kein Styl, keine Originalität, keine Erfahrung““ — mir dunkelt's vor den Augen — und ach — was tanzen denn da für Dämonen auf dem Papier und grinsen mich an? . . . Fort, fort mit euch . . . gut, sie sind weg — nun weiter . . . (und mit stieren Blicken durchfliegt der Alte das Blatt) . . . „„Unbestimmter Drang, statt gebieterischer Nothwendigkeit des wahren Genies““ . . . woher dieser Angstschweiß? . . . Ha, welche feine Definition! „„Ehrgeiz, der Drang, einen Einfluß über den Geist einer Nation zu erwerben, Eitelkeit, der Drang nach persönlicher Auszeichnung““ wie mich mein Kopf schmerzt . . . Die schwarzen Punkte hüpfen im Kreise vor mir herum . . . „„wie bei den Aegyptern die

Leiche an der Festtafel"" . . . welch ein Modergeruch umgibt mich — und dort aus der Coulisse, welch ein neuer Kobold? . . . „„der Grund des Uebels, die Erziehung"" — wie der Unhold nach mir schlägt! . . . „„Spekulation — mißbrauchte Gewalt . . . und wie der Geier nach seiner Beute"" . . . Ha, ha . . . da ist ja auch der Geier . . . bist lange ausgeblieben, Kamerad! — Du suchtest Deinen Tityus? . . . Kreise nicht länger herum, dummes Thier — ich, ich selbst bin Tityus, und hier — (er reißt sich das Hemde von der Brust) hier ist auch die Leber . . . Nun? Holla, wo sind denn die Tänzer alle hingekommen? (Ein jeder mit einem andern Folterinstrument. Sieh, wie der das Disciplinium schwingt . . . der arme Junge ist blaß; aber schlag' nur zu, statt Blut fließt Gold . . . Gold hab' ich hier in meinen Händen, Gold und Lorbeeren — Orden, Titel und Kronen — aber: rien ne va plus! ruft der bleiche Mann da aus . . . rien ne va plus! und ich muß gehorchen — ich gehe . . . (der Unglückliche steht auf, fährt aber entsetzt zurück). Was willst Du hier, Apollonia — Du forderst ihn zurück — Du winkst mir — fort mit Dir, Du Schreckge-

stalt — ich sage Dir ja: rien ne va plus! fort — hinweg!" — Und wie nach einer Waffe suchend, ergreift er den Leuchter und schleudert ihn gegen die Gestalt am Fenster. Das Licht aber ergreift den Vorhang, der auch augenblicklich in Flammen geräth, und im Nu ist das Zimmer in Rauch und Feuer gehüllt. Die Flamme, überall genährt, aber keinen Ausweg findend, bricht sich Bahn durch ein Fenster und schlägt, vom Winde getrieben, hinaus auf die Straße. Vorübergehende rufen: „Feuer! Feuer!" und stürmen die Gassen auf und ab. Augenblicklich wird der Feuermarsch geschlagen und der Platz füllt sich mit Menschen. Ihre Gesichter, im Wiederschein der Flamme beleuchtet, drücken Entsetzen aus, denn sie sehen einen Menschen in den gräßlichsten Verzuckungen des Wahnsinns am Fenster stehen, einem Dämon der Unterwelt gleich. Mit der Linken hält er krampfhaft ein Stück Papier, mit der andern deutet er auf die entblößte Brust, und schreit: „Ich bin Tityus — ich bin es, den der Geier zernagt," und darauf hohnlachend: „rien ne va plus!" Schon hat das Feuer ihn erreicht, da stürmt der Wirth des Hotels, stürmen die Kellner in das Zimmer und ersticken die Flamme, die

bereits sein Kleid und sein Haar erfaßt hat. In das untere Gastzimmer angelangt, umsteht ihn eine gaffende Menge, unter diesen auch Doctor Dringlich, der aus dem zerknitterten Zeitungsblatt bald den Zusammenhang erräth. Er bemächtigt sich des Papiers, still bei sich erwägend, wie daraus wohl ein Vortheil zu erzielen sei, denn bei gewissen Menschen hat dieser Gedanke selbst unter den gräßlichsten Umständen immer noch einen unwiderstehlichen Reiz. Während die Löschmannschaft nun ihre Schuldigkeit thut, und der nur leichte Brand bald gedämpft wird, öffnet der herbei gerufene Arzt dem Kranken eine Ader. Aber es fließt kein Blut mehr, die heftigen Affecte des Gemüths haben einen Nervenschlag herbeigeführt. Noch einmal richtet er sich auf und sein unstäter wirrer Blick scheint Jemand zu suchen, — Nachdem er seinen Kopf nur mühsam im Kreise gedreht, sinkt er zurück — Hoffnungslosigkeit in seinen Zügen — und unter dem Stammeln der Worte: „rien . . . ne . . . va . . . plus“ . . . endigt der Arme sein unruhiges von den Furien des Ehrgeizes gestachelteS Leben.

Achtzehntes Kapitel.

Cäsar und Miß Carneol. Der Heirathsantrag.

Während dieser tragischen Catastrophe, im Bade Liebeneck, schwelgte Cäsar in all' den Genüssen, die einen Künstler umgeben, wenn er noch in seinem Siegeswagen trunken durch die berauschte Menge jagt. Es gibt zweierlei Arten von Künstlerwonnen. Die eine ist vornehm und nimmt mit gnädigem Lächeln die dargebrachten Huldigungen als Schuldigkeit an. Sie ist herablassend gegen eine Aristokratie, die ihr schmeichelt, und hochfahrend gegen den bescheidenen Künstler, dessen Collegenschaft sie nie anerkennt; sie geht immer à quatre épingles und verschwendet ein Vermögen an weiße Glacéehand-

schuhe. Diese Wonne hat ihren Sitz nur im Kopfe. Die andere strömt aus dem Herzen, ist wohlwollend, mittheilend, und jubelt offen dem Ruhme entgegen. Noch war Cäsar von diesem Ruhme beseelt — aber von diesem bis zu jenem ist nur ein kleiner Schritt! Die Wonne der Frauen gleicht einem Amor, der, unter Rosen versteckt, seine Pfeile schießt. Sie lacht selten, lächelt desto gefährlicher, und bewahrt immer die petite moral. Die Wonne der Frauen ist wahr, doch vorsichtig dabei, und hält stets entfernt. Ganz nahe läßt sie nie kommen. Ich rede von der Künstlerwonne! Miß Carneol saß zur Rechten Cäsars auf seinen Triumphzügen, und theilte Glanz und Ehre mit ihm. Wenn ich sage, sie theilte, so verstehe ich darunter, sie gab ihm seine Hälfte. Aber der Geber steht doch immer im Vortheil. Böses Geschick des Mannes! Ersteigt er an Frauenhand den Parnaß, und sind beide gleich liebenswürdig, gleich talentvoll — so trägt doch sie den größten Theil der Beute davon. Die Männerwelt liegt offen zu ihren Füßen, während die Frauenwelt sie heimlich beneidet. Der Begleiter hat mehr oder weniger immer eine zweifelhafte Stellung. Des Mannes Triumphzug mag

wohl länger dauern, aber der des Weibes ist desto pikanter.

Beide, Franziska und Cäsar, das eine des andern Ueberwiegenheit ahnend, fürchtend, suchten sich deshalb einander an Glanzprodukten zu überbieten. Er fühlte ihr Genie, deshalb steigerte er sein mechanisches Princip — viele vermögen beides nicht von einander zu unterscheiden — bis zu einer fast unglaublichen Potenz. Sie fühlte — in der Vorahnung einer kürzeren Dauer — die Unfehlbarkeit dieser glänzenden Maschinerie, und suchte daher durch die Electricität ihres Geistes nur noch mehr zu bezaubern. Ehrgeiz, Eifersucht und Vortheil hießen also die Bande, die beide an einander gefesselt hielten. Doch war Cäsars Neigung stärker, da er seine Dankbarkeit für Liebe hielt; Franziska war es ja, die seine Oper gleichsam geboren hatte, und ihr darauf die Krone aufsetzte durch ihr Mitwirken. Mit welchem Recht oder Unrecht will ich nicht entscheiden, allein Miß Carneol galt überall für die geistreiche Braut Cäsars, der deshalb als ein glücklicher Sterblicher gepriesen wurde.

„Darf ich meiner holden Collegin diesen Blu-

menſtrauß überreichen?“ ſprach Cäſar, als er in ihr Zimmer trat, „es ſind japaniſche Roſen von jungen Myrthen umgeben, Sinnbilder Ihres Talents.“

Franziska ſaß an ihrem Secretair, und war eben im Begriff, einen Brief zu ſiegeln.

Statt aller Antwort auf ſeine Galanterie ſprach ſie, ohne aufzublicken: „Wie gerufen, mein Herr, denn beinahe hätte ich mir die Finger verbrannt. Da, hier, ſiegeln Sie mir dieſen Brief — ſchnell . . . ſo . . . und nun ſchreiben Sie auch die Adreſſe . . . „An den grauen“ . . . Cäſar ſah verwundert auf . . . „ohne weiteres Aufſehen, mein Herr,“ ſprach ſie, alſo – „an den grauen Kapellmeiſter Nikolaus Regenzer . . . an der Stadtmauer in Stuhlweiſſenburg . . . franco . . .“

„Sie ſcherzen,“ ſprach Cäſar lächelnd, als er geſchrieben. „Sie täuſchen mich, um mir meine Eiferſucht zu benehmen“ . . . indem er den Brief zwiſchen den Fingern drehte . . . „aber das iſt kein einzelner Brief, darin ſind Einlagen . . . Franziska, der Brief iſt chargirt . . . Sie haben Geheimniſſe . . .“

„Die Sie Nichts angehen“ . . . Franziska ſchellte

heftig, und Fanchette trat herein. „Diesen Brief schnell auf die Post.“ —

Das Kammermädchen entfernte sich schweigend.

„Wie abhängig sich doch die Menschen von einander gemacht haben,“ fuhr Miß Carneol fort, „geht oder fährt man aus, hebt man das Haupt oder den Arm, liest oder musicirt man . . . sogleich verlangt die Welt Rechenschaft, und zieht uns vor ihr Tribunal — wir prahlen mit unserer Freiheit, und sind doch nicht Herr über die kleinste Handlung. Wir sind gegenseitig Sclaven und Leibeigene“ —

„Aber die Freundschaft hat doch ihre Rechte,“ entgegnete Cäsar.

„Gar keine Rechte sollte sie haben! Grade diese sogenannte Freundschaft, statt eine Ausnahme zu machen, ist unsere ärgste Quälerin, und wer mich quält ist mein Feind . . . Der Name Freundschaft ist nur ein Deckmantel für Neugierde, Anmaßung und Egoismus. Die ächte Freundschaft soll warten bis man ihr von selbst vertraut.“

„Sie fragen nicht nach diesen Blumen?“

„Da haben wir wieder ein Beispiel von conventioneller Tyrannei. Was gehen mich in aller

Welt die Blumen an, die Sie da in der Hand halten?"

„Sie sind aber für Sie bestimmt."

„Bestimmt! Will ich sie annehmen? macht es mir denn Vergnügen? Muß ich?"

„Aber wenn ich Sie bitte."

„So ist's nur moralischer Zwang, wenn ich ohne Neigung die Bitte erfülle. Doch diese Camellien gefallen mir, und — ich nehme sie an."

Franziska nahm ihm bei diesen Worten den Strauß ab, und zog seinen Duft mit Wohlgefallen ein. Ein schalkhafter Seitenblick auf Cäsar aber ermuthigte ihn zu der Frage:

„Und kein Wort des Dankes? Keine Aeußerung?"

„Richtig!" zürnte Franziska, „für die unbedeutendste Gabe begehrt man sogleich die größte Gunst. So gebt Ihr nur, um belohnt zu werden, und indem ihr gebt, beschenkt Ihr Euch selbst. Wer aber Dank begehrt, hat Etwas im Hinterhalte. Und wozu immer Dankbarkeit für ganz gewöhnliche Dinge? Trägt denn nicht jede That ihren Dank in sich? Versteht er sich nicht von selbst, sogar wenn Sie mich aus dem Wasser zögen? Wenn ich achtzig Jahre

alt würde, welche unabsehbare Kette von Verpflichtungen würde mir die Erinnerung aufbürden. Es thäte Noth, man hielte sich ein Bureau und Secretaire dazu, um für die empfangenen Artigkeiten und Dienste eines ganzen Lebens seine Dankesquittungen auszustellen. O — nur ein Jahr mögte ich die Welt beherrschen!"

„Sie würden durch dieses bizarre Principium die liebenswürdigsten Uebergänge aller socialen Verbindungen auflösen. Ihre Freiheit ist eine starre und entsetzliche." —

Franziska sah gedankenvoll vor sich hin, und sprach: — „Sie verstehen mich nicht, wie gewöhnlich," im nächsten Augenblick aber stand sie auf, stellte sich vor ihn hin, und hielt ihm die Wange entgegen. Cäsar küßte sie, und sprach lächelnd: „Ist das die Anwendung Ihrer Theorie?"

„Allerdings. Ich forderte, und es stand bei Ihnen, zu gewähren oder nicht."

„Und bin ich nicht ein gelehriger Schüler, weil ich Ihnen nicht wenigstens zu Füßen fiel?"

„Und so wollen wir es immer halten, Cäsar — hören Sie? Immer! Freiheit um Freiheit!“

„Auch in der Ehe?“

„Sind Sie toll? Erstens kann ich diesen Ausdruck eben so wenig leiden, wie das Wort Collegin, mit welchem Sie die Güte hatten, mich gleich bei Ihrem Entré zu verstimmen; es erinnert an Spießbürgerthum und Leibeigenschaft; und Zweitens will ich so Etwas nicht mehr von Ihnen hören.“

„Lassen Sie uns einmal ernstlich reden, Franziska, die Welt hat uns schon verbunden.“

„Die Welt ist ein Narrenhaus!“

„Mit welchem wir alle durch Tausend Fäden zusammen hängen.“

„Und deshalb wollen Sie mich heirathen? Schönsten Dank!“

„Schon wieder abspringen! Wozu ferner unsre Gefühle verleugnen. Die Bewegung unsers Lebens ist genial und pikant, aber ohne feste Haltung. Im gemeinsamsten Interesse stehen wir einander immer entfernt, und ich habe nicht das Recht, öffentlich Ihr Beschützer zu sein.“

Statt aller Antwort aber warf ihm Franziska

eine Myrthenblüthe in's Gesicht, drehte sich herum, und schlug einen leichten Triller. Cäsar, daran schon gewöhnt, fuhr fort: „Auch als Gatten können wir unsere Freiheiten bewahren — ich kenne Sie, Franziska — trotz aller Launen, trotz aller Bizarrerie — Ihr Gefühl wird stets das Rechte treffen . . . der Ruhm hat Sie nicht verdorben." —

Franziska erröthete tief — aber solche Aufwallungen hassend, nahm sie sogleich wieder die vorige Weise an, und sprach mit wichtiger Miene: „Also ein Heirathsantrag in bester Form, mit Frack und Blumenstrauß . . . und nun soll ich wohl sogleich, eine schmachtende Louise, dem eiten Mann da in die Arme sinken, unter Thränen lächeln und lispeln: „Sprich mit meinen Eltern."

„Nichts von Allem — sie müßten sonst nicht Carneol heißen! Aber nur einen Dämmerschein von Hoffnung, damit" . . .

„Mein Himmel — was soll ich denn noch alles thun oder sagen, — habe ich Ihnen denn nicht die Wange zum Kusse gereicht?" . . .

Entzückt ergriff Cäsar Ihre Hand und rief: „So darf ich deuten!"

„Ach Gott — ja, ja! Ich will Sie heirathen vor Notar und Zeugen“ . . . damit aber riß sie ihre Hand heftig aus der seinigen, ging zum Flügel, und blätterte in einem Album . . . plötzlich aber schien sie nachdenkend, wandte sich um, und sprach ziemlich ernst: „Ich will Ihre Gattin werden, Cäsar, aber nur unter zwei Bedingungen: Erstens dürfen Sie nie wieder eine Over schreiben, und Zweitens müssen Sie meine Eifersucht auf Ihre Virtuosität stets rege erhalten. *Meine* Liebe kann nur im Kampfe gedeihen — und gleich diesen Abend im Concert soll dieser Kampf beginnen!“

Cäsar, wie aus den Wolken gefallen, wollte etwas erwidern, wollte ihre Hand fassen, sie aber entschlüpfte ihm wie ein Aal, und mit einem „Addio!“ war sie verschwunden.

Allerdings brachten diese Bedingungen eine große Diversion in Cäsars Gehirn hervor, allein es war jetzt nicht Zeit darüber nachzudenken. Es galt den Moment zu erfassen. Einige Secunden stand er unentschlossen und blickte der Räthselhaften nach mit langsamem Kopfschütteln. Dann aber, wie von einem Entschluß beseelt, griff er nach seinem Hut und

rief aus: „Du willst den Kampf? Es sei! Wenn Liebe die Frucht Deiner Eifersucht ist, so sollst Du mich anbeten. Waffne Dich diesen Abend mit dem ganzen Zauber Deines Genies, dennoch fühle ich, daß ich siegen werde. Das heutige Concert soll entscheiden!“

Er verließ Franziska's Hotel, und wer dem Eilenden begegnete, sah ihm verwundert nach.

Neunzehntes Kapitel.

Volksempfindungen über Talentaristokratie. Das Concert am Hofe.

Die Stunde des Concerts hatte geschlagen. Eine glänzende Kette von Equipagen umgab den Palast des Erbprinzen und das gaffende Volk bildete einen breiten Cordon um die Aussteigenden. Wer bei solchen Gelegenheiten die Neugierde des Volks beobachtet hat, wird gefunden haben, daß die Bewunderung in seinen Zügen immer mit einer Beimischung von Neid und Bitterkeit gepaart ist. In diesen Zügen spricht sich deutlich aus, daß freilich eine Gewohnheit von Jahrtausenden dazu gehörte, um diese Abstufung von glänzenden Göttern und armen Teufeln, die doch

alle Menſchen ſind, ohne Empörung zu dulden. Zu dieſem Neid aber geſellt ſich noch ein unbeſtimmtes Gefühl des Zweifels, wenn alle dieſe Sterne ſich um eine Sonne — um eine ſogenannte Künſtlerſonne drehen. Eine Ariſtokratie des Talents wird dem Volke nie klar werden, und wenn es auch die Huldigung, die ihm wird, hingehen läßt, oder dieſelbe aus Anſteckung oder Muthwillen ſogar theilt, ſo betrachtet es doch immer die Ueppigkeit, in welcher dieſes Talent ſchwelgt, als einen Abbruch an ſeinen eigenen Menſchenrechten. Hier ſteht ein ſchlichter Bürgersmann und ſieht, mit einem Sarkasmus, der ſchwer zu zeichnen ſein dürfte, den duftenden Apollo des 19ten Jahrhunderts aus dem königlichen Wagen hüpfen. Seine Bruſt ziert ein Orden, und mit einem geiſterartigen Ausdruck in dem vornehmen Blick läßt er ſich von einem Laufer die Marmorſtufen hinaufgeleiten. „Hm!“ — ſpricht der Bürger zu ſeinem Nachbar — „den hab' ich noch als Bub gekannt. Sonſt war er froh, wenn er in der Schul' meine Diviſion abſchreiben durfte; jetzt ſieht er freilich einen andern Weg, wenn ich ihm begegne.“ Sein Nachbar, ein ſovialer Bäcker, antwortet ihm: „Ja,

das kommt daher, weil er jetzt besser multiplicirt wie Du!"

Dort stehen drei junge Mädchen, die einander dicht in den Armen gefaßt, sich vordrängen, und so glücklich sind, die Prima Donna aussteigen zu sehen. Ein Hermelinmantel bedeckt ihre Brillanten.

„Ist das die Prinzeß?" fragt Mariechen ihre Freundin Caroline. — „Dumme Gans," korrigirt die Mutter, die hinter dem Mädchen steht, „das ist ja die neue Sängerin, die der Herr auf Reisen geschickt hat. Der hab' ich vor acht Jahren oft ein Loth Kaffee geschenkt, wenn sie an meinem Laden die Harfe gespielt hat." — „Hui!" rief Lieschen, und machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. „Aber habt ihr die seidenen Füße gesehen?" sprach Mariechen wieder, „gewiß der neuste Pariser Schnitt" . . . Caroline betrachtete seufzend ihre eigenen Füßchen, und mogte denken: „die meinigen sind doch kleiner, — wer nur solche Schuhe hätte!"

„Da merkt man nicht, daß die Frucht aufgeschlagen ist," rief hier ein dicker Bierbrauer, den Rauch seiner Pfeife spöttisch in die Luft blasend. Und dort sprach ein Schuhmachermeister, indem er seinem

Vordermann auf die Schultern schlug: „Rechn' mal aus Gevattersmann; wie viel Tausend Kalbfelle lassen sich aus dem kleinen Finger eines Musikanten schneiden?" und ein allgemeines Gelächter belohnte diesen Witz.

Aber nicht allein die nächste Umgebung des Pallastes ist bevölkert. Auch an den Fenstern ringsum drückt sich Kopf an Kopf, sogar auf den Laternenpfählen haben sich Neugierige angeklammert, und aus den Gasthäusern schauen Künstler, Beamte und Offiziere. Hier herrscht schon ein minder strenger Ton, und die Urtheile haben das Gepräge des Raisonnements. Entweder steht man den Gegenständen der Bewunderung näher, oder Mißtrauen hemmt die Zungen. Ich zweifle nicht, daß auch an dem heutigen Abend der erbprinzliche Palast auf ähnliche Weise umstanden war, und daß ähnliche Bemerkungen gemacht wurden.

War bei den alten Römern das Pantheon der Sammelplatz der Götter, so mogte man mit Recht diesen Concertsaal das Pantheon der Residenz nen-

nen, denn Alles, was das Land an Hoheit der Geburt und der Talente, an Pracht und Schönheit aufzuweisen hatte, war hier versammelt, um den Triumph der Kunst zu feiern. Das Fürstenhaus, von seinem Adel umringt, und in immer weiteren Kreisen von der Elite der Stände, des Militairs, der Gelehrten und Künstler umgeben, bot einen pomphaften Anblick dar.

Wenn durch irgend ein Geschick, durch den Machtspruch einer Gottheit eine solche Versammlung plötzlich zernichtet, in ein Nichts aufgelöst werden könnte, würde in der Geschichte wohl eine Lücke entstehen?

Die Ouverture aus Cäsars Oper war vorüber, und es begann nun das Flüstern, welches immer einen so seltsamen Contrast zu dem Sturm der letzten Accorde bildet. Könnte man alle die verschiedenen Urtheile, die solch ein Flüstern gebiert, sammeln und durch eine Retorte treiben, welches Facit würde sich wohl daraus ergeben?

So eben beugt sich ein Kammerherr über die breite Schulter der Oberhofmeisterin, und lispelt ihr die Worte zu:

„Dieſe Piece war ſehr unterhaltend, Gnädige!“

„Im großartigſten Styl,“ war die Antwort mit obligatem Fächer.

„Ja wohl, man hört das gleich an den Trompeten und Pauken. Man glaubt ſich in eine Schlacht. Aber der rothe Faden des Motivs — was meinen Sie?“

„Sie ſprechen von der Melodie? Ich hörte keine.“

„Ich auch nicht, Gnädige. Darin aber liegt das Grandioſe. Die Melodien auf der flachen Hand ſind doch nur für das Volk. Sie ſind trivial und aus der Mode.“

„Man trägt es nicht mehr . . . nicht wahr?“

„Eine ſublime Bemerkung, die Alles ausdrückt.“

„Sie ſind ein Schmeichler . . . Was kommt nun?“

„Miß Carneol.“

„Ah! Der Stern der Reſidenz.“

„Die Braut Cäſars.“

„So? Iſt das Epithalame ſchon fertig?“

„So gut wie declarirt, Gnädige —“

„Ich halte Nichts von ſpeculativen Ehen unter Künſtlern.“

„Sie haben Recht; nur dem Adel gebührt dieſes Vorrecht!“

„Silence! — ſie kommt“ (richtet ihre doppelten Operngläſer auf die Sängerin). „Wie graciös die Verneigung — ah, c'est charmant!“

In dieſem Augenblick fielen ein paar Dutzend Sträußchen zu Franziska's Füßen.

„Sie iſt hübſch,“ fuhr der Kammerherr zu lispeln fort, „und ſehr kokett, auch“ — hier warf auch er ſeinen Strauß gleichgültig auf die Tribune — „nicht mehr in der erſten Germination.“

„Ihre Blüthe iſt nur weiß — mein Gott, quelle pâleur . . . — ſie ſcheint angegriffen . . . hören Sie nur die Unſicherheit der Intonation.“

Und in der That ſchien Miß Carneol nicht bei Laune geweſen zu ſein. Während des Recitativs ſchien ſie befangen, und lenkte von Zeit zu Zeit ſogar ihren Blick zur Seite von den Noten ab. Das Adagio trug ſie mit Aufregung vor, und öfter als die Schule gebot, mußte ſie Athem holen. Als die brillante mit Cadenzen durchflochtene Polacca aber vorüber war, verbeugte ſie ſich haſtiger wie gewöhnlich — und noch während des Applauſes, der ihr

dennoch in reichen Strömen zufloß, war sie verschwunden. Der Künstler hat das Vorrecht, in der vornehmen Welt zu leben, ohne den subtileren Anforderungen der Etikette nachkommen zu müssen. Man verzeiht ihm nicht nur eine gewisse Lässigkeit und Zerstreutheit, im Gegentheil, man nimmt sie, nichts Anders suchend, als Attribute des Genies lächelnd hin. Diese künstlerische Nonchalance ist das Spielzeug der Grossen. Indem sie sich gnädig zu ihr herablassen, markiren sie zugleich die Gränzlinie desto schärfer, die sie von einander trennt. Deshalb brachte das Benehmen der Carneol nur die Wirkung eines unartigen und liebenswürdigen Kindes hervor, dem man Etwas zu verzeihen hat, indem man es streichelt.

Der Künstler täusche sich doch nie über seine Stellung zu dieser vornehmen Welt. Stellte sie ihn sich gleich, sie würde nicht so gnädig gegen ihn sein. Dem, welchen man *wahrhaft* schätzt, verzeiht man nicht so leicht.

Diese augenblickliche Stimmung ging vorüber, und mit einer Art Spannung erwartete man nun den berühmten Pianisten, der — nach der neueren Künstler Weise — die Pause, nur etwas über die Be-

bühr, verlängerte. Aber anstatt, daß Cäsar erschien, wurde es auf der Tribune unruhig. Die Musiker flüsterten lauter wie gewöhnlich unter einander, verließen ihre Plätze, und selbst der alte steife Maestro di Capello begab sich in das Seitenzimmer. Abermals verstrichen mehre Minuten . . . und kein Cäsar erschien — der Zustand wurde peinlich — die Fächer der Damen wehten heftiger, die Bewegung der Ungeduld wurde allgemein, und auf einen Wink des Fürsten eilte nun der Kammerherr auf die Tribune. Aber das Erstaunen sollte sich in Bestürzung verwandeln, als der vornehme Bote zurück kehrte, Seiner Hoheit etwas zuflüsterte, und diese sich nun schnell und wie es schien entrüstet erhob. Das Signal war hiermit gegeben, daß nun Alles aufstand, und sich aller Blicke auf den Sprechenden richteten. Endlich erschien auch der alte Maestro wieder, der auf ein Zeichen des Herrn die Gruppe vermehrend nun die Botschaft bestätigte — daß Cäsar den Palast noch gar nicht betreten, dagegen kurz vor dem Beginn des Concerts mit Extra-Post wie ein Rasender zum Thor hinaus gefahren sei, und daß Miß Carneol in Folge einer Alteration in Lachkrämpfen läge.

Indem sich nun die fürstliche Familie mit sichtbarer Indignation in die Privat-Gemächer des Erbprinzen zurück zog, und das übrige hohe Publikum in Gruppen eingetheilt, meditirend, bedauernd, lächelnd und entrüstet der Equipagen harrte, wollen wir nach der Ursache dieser originellen Scene forschen.

Zwanzigstes Kapitel.

Rückblick. Doctor Dringlich.

Wir erinnern uns, wie die Nemesis den Vater unsers Helden ereilte, während dieser, von Allem Nichts ahnend, die Vorbereitungen zu dem heutigen Concert traf, und wie Dr. Dringlich sich des Papiers bemächtigte, das der Sterbende in der krampfhaft geballten Faust hielt. Um die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zu sehr von der Hauptsache unserer Geschichte abzulenken, sei deshalb mit kurzen Umrissen erwähnt: Dringlich reiste augenblicklich zur Residenz, eilte in Cäsars Hotel, als dieser bereits in Concert-Toilette dasselbe verlassen wollte, und entdeckte dem auf die Folter gespannten, unter gewissen Bedingun-

gen, sein tragisches Geheimniß. Cäsar, in seiner Verzweiflung Alles gewährend, schrieb mit zitternder Hand sogleich einige Zeilen an Franziska. Er theilte ihr die Ursache seines plötzlichen Verschwindens in wenig Worten mit, beschwor sie den Fürsten darauf vorzubereiten, und — in einer halben Stunde befand er sich, mit fieberhaften Rachegedanken auf der Straße nach Liebeneck. Dringlich sollte das Billet in die Wohnung Franziska's bringen, es ihr eigenhändig übergeben. Der Lüsterne aber, ungewohnt des Goldes Klang in seiner Tasche, glaubte sich auf solche Reiseextravagen erst stärken zu müssen, und trat daher in ein Gasthaus. Dort alle Commilitonen treffend, gab bald ein Wort das andere, Witz und Champagner sprudelten, und durchglüht von diesem Nectar wie von der Wonne des Augenblicks, befand er sich bald in dem Zustand seliger Sorglosigkeit. Die Lichter um ihn her verdoppelten sich, und Cäsar, Miß Carneol, und sein Auftrag waren vergessen. Das Billet langte erst am nächsten Vormittag an die Adresse, als Dringlich nach ausgeschlafenem Rausche zu spät seine Unbesonnenheit bereute. Miß Carneol, zur Audienz vorgelassen, wußte zu beschä-

tigen, zu vermitteln, die höchste Entrüstung verwandelte sich in Bedauern, und Cäsar konnte durch sein Spiel nicht mehr Interesse erregen, als durch sein plötzliches Verschwinden. Er war der Held des Tages, die Journale priesen seine Kindesliebe und seine Entschlossenheit, in allen Zirkeln courirte sein Name, und selbst die Frage über die Continental-Transit-Compagnie war nicht wichtiger als die über seine Route nach Liebeneck. Selbst Dr. Dringlich stieg zu einer Art von Berühmtheit in der Residenz, und der Eitle berechnete jede Bewegung, wenn er über Straßen und Promenaden ging. Das Geschlecht der Herostraten ist noch nicht ausgestorben. Daß nun aber Miß Carneol Alles daran liegen mußte, ihren Künstlerruhm in Vereinigung mit Cäsar wieder auf das Glänzendste herzustellen, können wir von ihrem Stolze erwarten, und während sie daran arbeitet, müssen wir ihrem Geliebten zur Seite bleiben.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Cäsars Schmerz und seine Rache. Franziska's Benehmen. Die Reise und der Unfall.

Cäsars Schmerz über das Schicksal seines Vaters war aufrichtig, obgleich er nie Sympathien für ihn hatte. Aber der Tod quittirt alle Rechnungen. Cäsar fühlte jetzt, daß der Hingeschiedene nur für ihn gelebt habe, nur für ihn gestorben sei; er dachte nur an die Wirkung seiner Liebe, und vergaß darüber die Ursache. Als Cäsar athemlos in das Gemach des Todten stürzte, fuhr er schaudernd zurück vor den Zügen des Wahnsinns . . . und der Sohn sah das Antlitz seines Vaters nie wieder. Aber dieser Anblick genügte, um ihn zur Rache aufzufordern gegen seinen Mörder, denn so nannte er Ernst. Mit

der erheuchelten Ruhe, die nur ein stiller Entschluß gewährt, leitete er die Beerdigung des Unglücklichen, ordnete er die Reste seines Vermögens, — denn sein Vater hatte enorme Summen verspielt — und schrieb Folgendes an Franziska:

„Ich bin von Ihrem Herzen überzeugt, daß Sie meine Ehrenrettung bei Hofe übernehmen, ohne das Geheimniß zu verrathen, auf welche Weise mein unglücklicher Vater das Opfer seines Ehrgeizes — seines Ehrgeizes für mich war. Dringliche Mund habe ich durch Gold verschlossen, und so wird er es nicht wagen, mich zu compromitiren — Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich den Elenden bestraft, dessen Urtheil über mich meinem Vater den Tod gab. Seine Züge, nie werde ich sie vergessen — forderten mich zur Rache auf, und ich werde gehorchen. Ernst hat diese Stadt verlassen, aber ich werde ihn verfolgen bis an's Ende der Welt. Leben Sie wohl, meine angebetete Franziska, — und sollten wir uns nicht wieder sehen, so sind Sie die Eigenthümerin meiner Papiere. Beklagen Sie

Ihren Cäsar."

Miß Carneol ſtand gerade am großen Pfeilerſpiegel und muſterte ihre Toilette, um in die Soiree des Grafen Steno zu fahren, als ihr Fanchette Cäſars Brief überreichte. „Mein Himmel, wie tragiſch," rief ſie aus und ließ das Papier auf den Toilettentiſch gleiten, „und doch iſt es Cäſars Glück, daß er dem Einfluſſe des alten Vampyrs entzogen wurde. Gott ſei Dank, daß der Widerwärtige todt iſt!" — und dabei hielt ſie eine Roſenknospe an die rechte Seite ihres glänzend geſcheitelten Haares. „Die müßte gut ſtehen, nicht wahr?" Und während Fanchette die Roſe befeſtigt, fährt Franziska nach einem leichten Blick auf den Brief fort: „Nun, ein Duell wäre intereſſant, aber — wenn er fällt? . . . Ah, wer wird gleich das Schlimmſte denken! Er ſiegt ganz gewiß, denn die Recenſenten ſollen Haſenfüße ſein, und — wenn er dann ruhmgekrönt zurückkehrt — das wäre herrlich! — Welch einen Einfluß müßte der Sieg auf ſein Spiel haben? . . . Nimm mir die Roſe wieder ab, Fanchette — dieſer Brillant ſteht doch beſſer." . . . ſie machte einen brillanten Lauf vom kleinen B bis in's zweigeſtrichene As hinauf, brach dann plötzlich ab und ſeufzte: „Armer Cäſar!" . . .

Am folgenden Tage las man in dem Reichsblatt, daß Miß Garneol noch nie so göttlich gesungen habe, wie gestern in der Soiree des Grafen Steno. —

Cäsar flog dem Städtchen zu, wohin, so hieß es, Ernst in Geschäften abgereist sei. Aber Cäsar glaube nicht an diese Geschäfte . . . „Der Elende flieht vor meiner Rache," sprach er, indem er ein Paar Pistolen in die Seitentasche seines Wagens steckte, „das ist Alles." Friedrich aber, sein Diener, mußte im Hotel d'Asie zurück bleiben. In die Ecke des Wagens gedrückt hatte Cäsar Muße genug seinen Empfindungen nachzuhängen. Obgleich er Gemüth hatte, und in einsamen Momenten, wo selbst den Böswicht die bessere Natur beschleichen mag, sich seiner Achilles-Ferse bewußt war so war er doch zu stolz, um solcher innern Stimme eine längere Audienz zu geben. Er scheuchte sie fort wie einen zudringlichen Bettler und glaubte am Ende selbst an seine Unfehlbarkeit. Er bildete sich ein, Ernst's Reue zu verachten, und nur seines Vaters Tod rächen zu wollen. Und doch spielte verletzte Eitelkeit eine große, wenn auch geheime Rolle dabei. Nur die Berührung des wunden Flecks schmerzt.

Cäsar war gutmüthig genug, die Wahrheit zu verlangen, aber zu verdorben, sie anzuerkennen. Die Einsamkeit — eine so große Seltenheit des Berühmten — erzeugte in ihm Gedanken, die ihn mehr hin und her warfen, wie das Rütteln des Wagens. Stolz hob sich seine Brust, wenn ihn die Erscheinungen seines Ruhm's umgaben — und kühn blickte er dann um sich, als wollte er fragen, wer wagt es, sich mit mir zu messen? — aber einen Talisman gab es doch, welcher ihn beschützte gegen gänzlichen Untergang. Es war der letzte Blick seiner Mutter.

Plötzlich hielt der Wagen an. „Herr! Wir können nicht mehr fahren," rief der Kutscher hinter sich.

„Weshalb denn? Du Tölpel!" entgegnete der aus seinem Brüten Erwachende. Indem er aber aufschaute, bemerkte er, daß der Regen in Strömen herabgoß, und ein Gewitter losgebrochen war. Blitz auf Blitz zuckte, und ihnen entgegen wälzte sich eine durch den angeschwollenen Bach erzeugte Fluth.

„Nach Sonnheim werden wir doch noch kommen?"

„Nach Sonnheim? Ne Herr — dahin sind noch zwei gute Stationen — wir müssen hier in Wangen bleiben, sonst gibt's ein Unglück."

„Unglück über Dich selbst, wenn Du nicht gleich zufährst.“ —

„So geht nicht, sag' ich Ihnen — hier ist das Willer'sche Gut, wo wir Obdach finden, bis das Wetter vorüber ist.“ —

„Was geht mich das Willer'sche Gut an? Du bist ein Hasenfuß, und willst Deine Schuldigkeit nicht thun!“

„So?“ rief der Kutscher gereizt; „nu, so wollen wir sehen, wer von uns beiden der Hasenfuß ist. Allons! Fort ihr Rappen — fort durch Dick und Dünn!“ Dabei schnalzte er mit der Zunge und hieb auf die durchnäßten Thiere, daß es weithin schallte. Sie bissen in ihre Stränge, bäumten sich und schlugen gewaltig aus, aber wollten doch nicht von der Stelle. Endlich that ein Blitz der vor ihnen in einen Baum schlug, was der Peitsche nicht gelang, die Pferde wurden scheu, und pfeilschnell flog der Wagen über Steck und Stein.

„Halt, halt!“ schrie nun Röser sich aufrichtend, „um Gotteswillen halt' die Thiere oder“ . . . aber er vermogte nicht weiter zu rufen . . .

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Morgen. Die Macht der Tonkunst.

„Ach verweile noch, Du holdes Engelsbild . . . fürchte Dich nicht mehr, denn der Geier ist davon geflogen . . . bleibe bei mir, Deine Worte sind ja Melodien!“

Zwischen Traum und Wachen sprach Cäsar dieses, indem sich sein Arm nach einem leeren Raume sehnsuchtsvoll erhoben. Diese Bewegung erweckte ihn vollends.

„Wie geht's Ihnen, mein Freund?“ sprach mit gutmüthiger Theilnahme ein alter Mann, der eine Tasse in der Hand haltend vor seinem Bette stand.

„Ah! Sie hier?“ sprach Cäsar, dem Fragen-

den die Hand darreichend. „Ich fühle mich gestärkt, und mein Kopf schmerzt mich weniger."

„Das Fieber ist fast ganz verschwunden," sagte der andere, indem er Cäsars Puls hielt — „nehmen Sie jetzt diesen kühlenden Trank."

„Mein Fieber? Es ist wunderbar; denn so oft es mich befällt, höre ich hier im Nebenzimmer zauberische Töne — dann schlagen meine Pulse sanfter, und ich verfalle in einen wohlthätigen Schlummer."

„Das ist die Gewalt der Tonkunst."

„O nein, nein!" rief Cäsar lebhaft . . . „wählen Sie einen andern Ausdruck. Seitdem ich denken kann, war diese Tonkunst nur fiebererzeugend. Die Kunst, Töne zu fügen ist eine barbarische, denn sie schmiegt das Wesenlose in Ketten und Banden — sie zerlegt das Heilige in trockne Theorien, und saugt ihm die Seele aus. Was ich vernahm ist nicht diese schuldbeladene Tonkunst — es ist milder Himmelsthau . . . es ist die reine verklärende Musik, wie sie aus des Schöpfers Hand herausging."

„Es mag sein," erwiderte der Arzt: „wenn nur alle Priester der Tonkunst solche Musik empfinden, üben und lehren wollten!"

„Dann wäre die Welt ein Paradies . . . Ihr Trank war gut, lieber Mann . . . er hat mich gestärkt, und ich werde mir meines Zustandes immer bewußter . . . aber nun sagen Sie mir endlich, wie lange bin ich krank gewesen, wo befinde ich mich, und wer ist der Besitzer dieses Hauses?"

„Dies kleine Gütchen," erwiederte der Arzt, indem er sich neben ihn setzte, „gehört einer anspruchslosen Familie. Madame Willer lebt hier mit einem Sohn und einer Tochter in glücklicher Zurückgezogenheit. Der Sohn ist abwesend, Marie aber die unsichtbare Pianistin."

„Ja, ja," sprach Cäsar nachdenkend — „Ich habe zum erstenmal die Bedeutung meines Instruments empfunden — ich weiß nun was Clavierspielen ist . . . und wie lange befinde ich mich hier?"

„Es ist heute der zehnte Tag nach Ihrem Sturze aus dem Wagen, der Sie besinnungslos in dieses Haus brachte. Aber nun ist alle Gefahr vorüber, und morgen schon werden Sie Ihre freundlichen Wirthinnen begrüßen."

„Morgen schon" — entgegnete Cäsar, immer noch sinnend — „ja, so ist's — meine ganze Er-

innerung kehrt zurück — und der Mann, die Pferde, der Wagen?"

„Der Kutscher war glücklicher als Sie, und ist gleich am nächsten Tage nach Liebeneck zurück gekehrt. Ich aber nahm mir die Freiheit, Ihre Leute in Ihrem Hotel zu beruhigen."

„Sie kennen mich also?" —

„Glauben Sie, die Bewohner von Wangen wären so verwildert, daß ihnen die Cäsare unserer Zeit fremd blieben?"

Eine hohe Röthe überflog das Gesicht des Geschmeichelten. Schnell faßte der Arzt dessen Puls wieder, und fuhr ernster fort: „Ihr Zustand ist glücklicherweise nicht allein die Folge jenes Sturzes — eine Alteration, eine Aufregung aller Kräfte mußte diesem vorausgegangen sein."

Indem der Arzt dieses sprach, blickte er ihm forschend in's Auge. Er wollte sich der geistigen Thätigkeit seines Patienten, und des Eindrucks an diese Erinnerung versichern.

„Sie haben Recht," erwiderte Cäsar, wie aus einem zweiten Traum erwachend, und richtete sich im Bette auf, . . . „der Zusammenhang steht plötzlich

vor mir wie ein Riese . . . aber der Riese ist furchtbar und deutet zurück auf einen Grabhügel . . . Die Erde lockert sich auf, und mein Vater blickt mich drohend an . . . Ha, wieder ein Aufzucken der Erinnerung . . . ich soll Dich ja rächen, mein Vater — soll ihm folgen — folgen — Heda Friedrich! Bestelle Postpferde und lade die Pistolen . . ."

Cäsar in dieser Aufregung entwand sich der Hand des erstaunten Arztes, und war im Begriff, aus dem Bette zu springen; da erklangen im Nebenzimmer die vollen weichen Accorde eines Piano, die sich wie Balsam auf eine brennende Wunde senkten, und Cäsar entzückt lauschend, verstummte, sank mit verklärter Miene in seine Kissen zurück und entschlummerte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die verkörperte Muse der Tonkunst. Marie Willer. Gegenerziehung. Eine dritte Person tritt auf.

Die Initiative zu einer stillen heimlich beglückenden Liebe sind im vorigen Capitel gegeben. Als Cäsar die junge Pianistin zum ersten Mal erblickte, erstaunte er weder über die Lieblichkeit ihrer Züge, noch über die jugendliche Anmuth ihres Wesens. So mußte diejenige aussehen, die so spielte, und in ihren reinen anspruchslosen Phantasien erkannte er die bezaubernde Gestalt, die jetzt vor ihm stand. Mariens Seele, Talent und Gestalt bildeten ein so harmonisches Ganze, das keines ohne das andere bestehen zu können schien. Benimm einer Rose den

Duft, oder die Farbe — es ist dann keine Rose mehr.

Cäsar war genesen, und konnte ohne Gefahr seine Reise fortsetzen, seinen Plan verfolgen; allein Mutter und Tochter baten so ungekünstelt, noch einige Tage zu bleiben, daß er gern nachgab.

Aber er folgte mehr dem Antriebe seines Herzens, wie dieser Bitte, da in seinem Innern eine große Veränderung vorgegangen war. Der Bann, der auf seiner Seele lag, war mit seines Vaters Tod gelöst. Er athmete, fühlte wieder frei, und es bedurfte nur des Impulses eines reinen Gemüths, um ihn seiner ursprünglichen Natur nach und nach wiederzugeben. Je mehr dieser Bann von ihm wich, desto klarer wurde es in ihm. Das zerknitterte Blatt, woraus er so lange seine Rachlust gesogen, wurde für ihn bald ein versöhnendes. Er fühlte die Wahrheit, wenn sie ihm auch peinlich war, wie das Eindringen einer Sondirnadel. Zwar gab es Augenblicke, in welchen die Erinnerung an seines Vaters Schicksal ihn antrieb, seinen Vorsatz zu verfolgen, aber ein Blick in Mariens freundliches Auge flößte ihm mildere Gesinnungen ein. Ihm selbst unbewußt,

drängte ihr Umgang seinen Racheplan immer mehr in den Hintergrund zurück. Und unter solchen Umständen, mit welchen Empfindungen sollte er seinen Feind aufsuchen, erreichen und bestrafen? Mit welchen aber zu Franziska zurückkehren, wenn er es unterließ? So, zwischen Rache, Liebe und Versöhnung schwankend, bot ihm der Aufenthalt in Wangen ein willkommenes Asyl. Hier verbarg er sich gleichsam vor sich selbst.

Vor allen Dingen mußte er Franziska im Schach halten, und deshalb schrieb er an sie: daß seine Pflege bei sehr guten Leuten ihn noch in Wangen zurückhielt, und er diese Abgeschiedenheit von der großen Welt benutze, um für sie eine neue große Scene zu schreiben.

„Es muß sein," sprach er zu sich selbst, als er eines Morgens das Briefchen durchschrieb — „es muß sein, ehe es zu spät wird, ehe ihr Bild sich ganz und gar in mein Herz eingegraben hat . . Ihre Nähe wird mir zu gefährlich, als daß ich sie nicht fliehen sollte. Franziska und Marie! Welch ein Contrast! Jene zieht mich in den Strudel und betäubt meine Sinne; diese hält mich in der Einsamkeit zu-

rück, rührt mein Herz, und ach — das reine Glück, welches ihre Muse gewährt, sagt mir, daß alles Ringen nach Größe Wahnsinn ist. Franziska vollendet was die Welt an mir verdarb, Marie lehrt mich, mich selbst erkennen. Ach! Könnte ich zurück — wie gerne gäbe ich den Schimmer der Residenzen für ein Stillleben an ihrer Seite — aber mich fordert mein Wort von mir. — Kann ich Marien ferner unter die Augen treten, im Bewußtsein der Ansprüche, die Franziska an mich macht? Deshalb will ich ein Mann sein, will hin zu ihr, und" . . . Ein leiser Schlag auf seine Schulter erweckte ihn aus seinem Gedankenmonologe — er blickte auf und Marie stand vor ihm. Ihr blaues Auge ruhte freundlich auf seinen Zügen, er schaute hinein, und — vergessen war sein Vorsatz.

„Gute Nachrichten bring' ich, lieber Herr Zeitmann," sprach sie, „mein Bruder wird morgen hier eintreffen, und uns auf lange Zeit nicht mehr verlassen. Sie bleiben dann noch hier — nicht wahr? Ferdinand müssen Sie kennen lernen. Ach, er ist so gut, und wie wird er sich freuen, Sie bei uns zu finden."

Cäsar verbeugte sich. „Ihr Bruder muß ein vortrefflicher Mensch sein!"

„Ja, das ist er," rief Marie, und ihr Auge strahlte, „denn wenn ich glücklich bin, habe ich es ja nur ihm zu verdanken. Den Vater verlor ich früh. Die Mutter bildete mein Herz, Ferdinand aber war mein Lehrer in nützlichen Kenntnissen, und — in der Musik. Ach, wenn ich diese herrliche Kunst so recht lebendig fühle, wenn sich meine Seele zu ihr wendet, dann ist Ferdinand die Ursache."

„Und Ihr Talent," ergänzte Cäsar.

„Ich habe nie darnach gefragt, welche Namen man den Trieben der Seele gegeben hat. Wie nennen Sie das Gesetz, wonach eine Blume ihre Blätter entfaltet, sich dem Lichte zuwendet und ihre Wohlgerüche verbreitet — oder wonach die Lerche dem jungen Tag entgegensingt? Und sehen Sie — so ist es mit meiner Kunst. Was Sie Talent nennen, es ist vielleicht dieses Gesetz."

Cäsar war ergriffen von solcher Naivetät. „Warten Sie uns," bat er, „diese Lindenallee durchschreiten, und nennen Sie mir die Principien, wonach Ihr Bruder Sie unterrichtete."

„Seine Principien? Ich weiß kaum, was Sie darunter verstehen. Wenn Sie aber die Regeln der

Kunst meinen, so habe ich dieselben bewußtlos gelernt. Alle Regeln entspringen ja aus der Sache, weil die Sache früher da war. Ich hatte Gefühl für Musik, und so verstand sich die Regel — so kam sie von selbst. Musik ist mir Bedürfniß wie die Sprache, ich mische sie in meine Freuden, in meine Liebe zu Gott und zu den Menschen. Aber nein — sie ist mir mehr wie die Sprache, denn erst wenn mir hier der Ausdruck fehlt, eile ich zu meinem Flügel. Musik ist für mich der Uebergang zu höheren Empfindungen. Ein Mensch, der Musik liebt, kann nie böse sein. Nicht wahr, Herr Zeitmann?"

„Ganz gewiß nicht" . . . murmelte Cäsar, und wagte nicht aufzublicken.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen — aber wie thöricht bin ich auch? — um auszudrücken, was mir Musik ist, muß sie selbst ihre Töne dazu hergeben — Kommen Sie mit hinauf!"

„Nein, nein — nur jetzt — jetzt nicht. — O Sie wissen nicht, wie treffend Ihre Worte sind. Aber fahren Sie fort."

„Ich bin zu Ende, wenn ich von Principien reden soll, und" — setzte sie lächelnd hinzu, „meine

eigentliche Sprache wollen Sie ja heute nicht vernehmen. Auf jeden Fall ist eine veredelte Natur die Regel, wonach Ferdinand mich bildete. Mir ist fast unbewußt, daß Musik eine Kunst ist, denn sie ist mit meinen Empfindungen verwachsen . . . Man sollte die Musik nicht Kunst nennen, denn ich meine, sobald sie einmal zur Kunst geworden, müßte sie ihr Heiligstes verlieren. Ich kann nun einmal den Begriff eines Kunststücks von dem Worte Kunst nicht trennen, seitdem ich jüngst eine große Oper gehört habe."

„Sie besuchten die Oper?" fiel Cäsar hastig ein, „und welche Wirkung brachte sie bei Ihnen hervor?"

„Ich verlange keine mehr zu hören. Denn noch jetzt erschrecke ich, wenn ich dieser convulsivischen, prahlerischen Töne gedenke, die aus einer Leidenschaft in die andere jagen, und keine schöne Empfindung festhalten. Ich war betäubt, bekam Kopfschmerz, fühlte mich unglücklich, und mußte doch auch wieder herzlich lachen. Wer nicht Lust hat, zu verzweifeln oder zu tanzen, der muß in keine Oper mehr gehen."

„Und weshalb führte Sie denn Ihr Bruder dahin?“

„Weil ich ihn darum bat, und weil er glaubte, daß ich jetzt reif dazu sei, wie er sich ausdrückte. Aber er schien zufrieden mit dem Eindrucke und lächelte dazu. Ich verstand seine Meinung, und danke ihm gerührt. Blicken Sie um sich, lieber Herr Zeimann, und Sie werden finden, daß Alles, was uns umgibt, auf Natur und Einfachheit gegründet ist. Dies Gütchen, das kleine Erbe meines Vaters, schützt uns nicht allein vor dem äußern Mangel, sondern auch vor dem Mangel, den der Ueberfluß gibt. Ich verstehe darunter den Mangel an reinem Geschmack. Kehrt Ferdinand von seinen Geschäftsreisen zu uns zurück, so wirft er sich der Natur, der Wissenschaft und der Musik in die Arme, ist glücklich, und wir sind es mit ihm. Und — o er kehrt nie zurück, ohne mir neue gediegene Werke aus den großen Städten mitzubringen. Die kranken, unglücklichen oder lächerlichen aber läßt er dort. Wenn ich also nur von reiner Musik umgeben bin, und nur Gutes höre, wie ist es anders möglich, als daß ich nur Vergnügen an reiner und guter Musik haben

kann? Musik ist die Göttin, die versöhnt, veredelt und beglückt. Erkennen Sie nun das Principium meines Bruders?"

„Ich erkenne und bewundere es," rief Cäsar außer sich, „und wenn mich mein Verhängniß nicht wieder fortreißen würde in das Chaos, ich würde Ihr Schüler werden, Marie" —

„Nicht so, lieber Freund — nicht so," sprach Marie erröthend — „der Allbewunderte bedarf keines Unterrichts mehr . . ."

„Auch Sie bewundern mein Spiel?"

Marie blickte ihm offen in das Auge. „Ja, Herr Zeitmann!"

„Aber Sie lieben es nicht?"

„Mein Gott" — Marie wollte sich entfernen —

Cäsar hielt sie zurück. „O sprechen Sie — lieben Sie es nicht?"

„Vielleicht lerne ich es einst." —

„Das ist die Sprache meines guten Engels!" rief Cäsar, und faßte Mariens Hand; sie zog sie nicht zurück, und er drückte dieselbe an seine Lippen.

Sie ſtanden am Ende der ſchattigen Allee, und ſahen nicht, daß ein Mann plötzlich aus dem Gebüſch getreten war und vor ihnen ſtand.

„Marie!“ rief der Mann halb freudig, halb vorwurfsvoll. — Sie ſah erſchrocken zu ihm auf, und flog mit dem Ausruf: „mein Bruder!“ in ſeine Arme. Verlegen blickte Cäſar den Fremden an, fuhr aber wie vor dem Anblick eines Geſpenſtes zurück — „dies Ihr Bruder? Herr Ernſt!“

Ernſt, denn er war es, von dem Anblick Cäſars zwar überraſcht, doch nicht erſchreckt, trat ruhig vor ihn hin, und reichte ihm die Hand . . . „Willkommen, Herr Zeitmann, in meinem Hauſe.“

Cäſar ſtarrte ihn noch immer an . . . „In Ihrem Hauſe . . . Sie nennen ſich Ferdinand Willer, und ſind doch“ . . .

Unbefangen erwiderte der andere: „Ernſt Ferdinand Willer, als Schriftſteller nennt man mich Ernſt. Weshalb erſchreckt Sie mein Anblick?“

„Was that Ihnen mein Bruder?“ fragte Marie beſtürzt.

Einige Sekunden qualvollen Selbſtkampfes ver-

gingen, ehe Cäsar Worte fand, dann aber sprach er, wie aus einem Traum erwachend mit schwerer Zunge: — „Erlauben Sie, daß ich mich sammle!“ und eilte hinaus auf das Feld.

Staunend sahen ihm Ernst und Marie nach.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Aus Ernsts Tagebuch.

Was habe ich erleben müssen? Der Mann, dem ich Wahrheit gab, trachtete nach meinem Untergang, denn diese Wahrheit kostete seinem Vater das Leben. Er verfolgt mich rachedürstend, und statt mir das Leben zu rauben, wird er mir Freund und Bruder. In der kurzen Zeit unsers Beisammenseins erkannte ich den Keim eines edlen Gemüthes, das nur nicht zum Charakter reifen konnte. Er war unser, wenn ich es wollte, aber ich durfte es nicht wollen, da ihn noch Bande der Ehre an die große Welt fesseln. Diese Welt müßte uns verdammen, wenn wir ihn an uns ziehen würden. So folgte er den For-

derungen seiner Pflichten, und Marie — mögte sie nicht das Opfer davon werden. Gestern ist er zur Residenz zurückgekehrt, seine Laufbahn zu verfolgen, und er wird es mit verzweifelter Hast. Verblendet fühlte er sich glücklich, sich selbst erkennend muß er in stetem Kampf mit seiner besseren Natur nur unglücklich werden. Ach, daß es noch Zeit, daß seine Liebe zu Marien nur ein leichter Frühlingstraum wäre, daß er sich im gewohnten Strudel wieder glücklich fühlen könnte! Seltsam verwebtes Geschick, das mich zwingt, das zu wünschen, was mir Kummer macht. Cäsars Charakter steht auf dem Wendepunkt. Er ist der Wiedergeburt nahe, und ich muß seinen Tod wünschen. Unglücklicher Mann! du warst das Opfer eines speculativen Experiments, das Geschöpf einer selbstsüchtigen Idee. Du glaubtest, die Kunst sei dein Magnet, und es war nur der Ehrgeiz. So kann eine verfehlte Erziehung vieler Menschen Glück vernichten. Während Dein Vater an Deiner Unsterblichkeit arbeitete, starbst Du mit jedem neuen Triumph einen ruhmlosen Tod, denn Du verlorst den Ruhm Deiner selbst. Im Treiben der großen Welt erkannte ich Dich als einen Günstling der Mode,

hier in meinem Tuskulum wurdest Du mir werth. Und nun einen Blick auf mich selbst. Was habe ich gewirkt mit meinen Bestrebungen, nützlich zu sein? Wohin hat mich meine Begeisterung für die Kunst geführt? . . . Als mein Name begann, mit Achtung genannt zu werden, da that ich den Schwur, für die Würde der Kunst zu streiten. Nach den Grundsätzen der Erziehung Mariens sollten meine Urtheile eine Schule bilden. Ich erhob stilles Verdienst, forschte nach dem anspruchslosen Talent, ermuthigte die Bescheidenheit, drängte die Anmaßung zurück und geißelte die Arroganz mit bitterm Spott. Vor Allem aber suchte ich das Publikum für das Gute empfänglich zu machen. Mein Principium: Wahrheit in allen Verhältnissen, hielt ich fest dabei im Auge, und waffnete mich gegen die Bestechlichkeit der Sinne, wie gegen die Partheilichkeit des Herzens. Die nackte Göttin mit der Sonne auf der Brust sollte mir voran leuchten. Ich erglühte für meinen Plan. Aber wo lebt der Mensch, der von dieser Sonne beschienen sein will? — und der Künstler, der nur in der Täuschung lebt, sollte Wahrheit wünschen? Während ich die Linien meines großen Plans zog, zer-

bröckelte mein Bestreben in Tausend Kleinigkeiten. Ich wollte mir die Liebe einer Künstlerwelt erwerben, und nur Wenige drückten mir die Hand, die Menge feindete mich an. Diese Menge spricht allerdings: „Gib mir Wahrheit," aber sie will nur die vernehmen, die sie selbst dafür hält. Ich sah, daß ich mit dem System der Strenge meinen Zweck verfehlte, daß die Menschen noch nicht reif dafür seien. So beschloß ich, sie durch einen milderen Ton dafür empfänglich zu machen. Da ich nicht mehr geradezu sagen wollte: das ist, und das ist nicht, da ich Worte wählen, wägen und auf Umwegen wahr sein, da ich die Pille verzuckern wollte, wurde ich unbestimmt und matt. Um einen einzigen Fehler an's Licht zu ziehen, klaubte ich ein Dutzend Vorzüge aus dem Chaos mit ängstlicher Sorgfalt. Das half aber Nichts, denn man hielt meine Milde für schuldigen Tribut, Furcht oder Eigennutz, das strengere Wort aber für Partheilichkeit oder für die Intrigue eingebildeter Feinde. Während mein Tadel also nicht belehrte, machte mein Lob übermüthig. Für eine Spalte Lobeserhebung dankte man mir nicht, für eine Zeile Tadel schoß man giftige Pfeile auf mich ab,

und am Ende hätte es Noth gethan, ich legte auf meinen Schreibtisch Dolch und Pistolen, um mich vor Ueberfällen zu sichern.

So vergingen Jahre, und ich Thor — der ich durch eine Reihe in einander greifender Theorien und Consequenzen eine Schule bilden wollte, habe noch keine Fingerbewegung, noch keine Cadenz verbessert — Alles was ich erfahren, gedacht und geschrieben, Strenge und Güte, alles war verschwendet und nutzlos. Das einzige Resultat war Erschlaffung. Die Gegenstände bleiben ewig dieselben, die Kritik soll stets neu sein, und am Ende wird die Kritik zu einem größern Kunstwerk als der Gegenstand, der sie herausfordert.

Ein anderes Uebel gesellte sich noch dazu, nämlich die ungemessensten Ansprüche von allen Seiten. Obgleich der Künstler die Kritik zu verachten vorgibt, und in den Namen „Recensent" Alles hineinlegt, was Hohn und Erbitterung ihm eingeben, so treibt's und drängt es ihn doch, sich des Beifalls dieser verachteten Kritik zu versichern. Merkwürdiger Zwiespalt in des Künstlers Seele. Er sucht die Freundschaft des Gehaßten und fürchtet zugleich die

Verbindlichkeit. Er ſcheint gleichgültig, und ſein Herz iſt doch ewig zerriſſen zwiſchen dem Gefühl des eigenen Werthes, zwiſchen Vornehmheit und dem Bewußtſein ſeiner Schwäche. Er könnte den Recenſenten tödten und zugleich in dem ſüßen Raube ſeiner Kritik ſchwelgen. Dieſe pſychologiſch merkwürdigen Erſcheinungen tauchen vor mir auf und nieder, und meine Skizze müßte zum Buch anſchwellen, wollte ich ſie näher bezeichnen. Ich rede von der Maſſe, und doch iſt mir auch bei feſten und ruhigen Männern noch kein Beiſpiel von Gleichgültigkeit gegen die Kritik vorgekommen. Dieſe Anſprüche griffen zuletzt in den Kern meiner Lebensverhältniſſe. Die Zeit, mein beſtes Capital, gehörte nicht mehr mir ſelbſt, denn ich ſchenkte ſie allen Leuten, welche meine Dienſte verlangten. Der eine Theil nahm ſie von meiner Gentileſſe in Anſpruch. Der andere forderte ſie gerade zu als Schuldigkeit, und je mehr mein Arbeitszimmer nach und nach zu einem Bureau für auswärtige Angelegenheiten heranwuchs, deſto mehr war ich gezwungen, meine eigenen Angelegenheiten zu vernachläſſigen. Indem ich aber der Perſon des Künſtlers nützte, ſchadete ich der Kunſt. So kam ich immer

zwischen Poesie und Prosa, zwischen meinen Ideen und dem Materialismus zu stehen, und diese Stellung wurde mit jedem Tage difficiler, delikater.

Sonderbar; der Künstler fordert von dem Zartgefühl des Kritikers, daß er uneigennützig, und mit ritterlicher Loyalität für seinen Ruhm in die Schranken trete. Er fordert es als seine heilige Pflicht, die vestalische Kunst zu beschirmen, und seine Arbeiten auf ihren Altar zu legen.

Und doch fordert er eine Großmuth heraus, die er selbst nicht besitzt; denn wo lebt ein eigennützigeres Geschlecht, als das des Künstlers, der sein Talent zu den höchsten Preisen anschlägt? Thut er das zum Wohl der Kunst? Ist sie ihm eine keusche Göttin? Wenn er zum Himmel der Unsterblichkeit aufblickt, verlangt er nicht auch seinen goldenen Regen? Fürwahr, es ist bequem, an die uneigennützige Tugend der Kritik zu appelliren, die ihm (dem Künstler) zu eigennützigen Zwecken verhilft.

Ist es daher ein Wunder, wenn mancher Kritiker, müde, stets der unterthänige Diener hochmüthiger Virtuosen zu sein, wenn er am Ende — und mit dem Vorbehalt, Wahrheit und Gerechtig-

keit, also die Idee der Kritik zu bewahren — über seinen Pult die Worte setzt: „Die Zeit mein Acker."

Um dieser subtilen Frage, die mich verwirrte, prinigte und mich mit mir selbst in Collision brachte, um dieser Bitterkeit meines eigenen Gefühls auszuweichen, gedachte ich der undankbarsten aller Wirksamkeiten zu entsagen. Da hörte ich Cäsar, sah seinen bösen Genius ihn umkreisen, erkannte das Uebel, und noch einmal trieb michs mit unwiderstehlicher Gewalt an, zu helfen. Hier hoffte ich, werde das Saamenkorn die fruchtbare Scholle finden. Da . . . o mein Gott, warum habe ich jener innern Stimme nicht gefolgt? Mein Haar sträubt sich, gedenke ich der Folgen . . . Ich wollte lebendig machen und habe getödtet!

Aber der Tod des alten Mannes komme nicht über mich, denn er fiel durch sein eigenes Geschick!

So steht mein Vorsatz endlich fest: Ich werde fortan nur der Erziehung Mariens leben. In ihr wachse die Reinheit der Kunst, und nur sie sei meine Muse. Ach! Wer die Welt bessern will, verschlimmert sie. Wer dagegen in seinem eigenen Kreise beglückend

wirkt, schafft sich eine eigne kleine Welt. Und Tausende solcher Welten bilden doch nur das Universum!

Warum erkennen doch die Menschen die Mittel nicht, die zum wahren und reinen Glück führen?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Cäsar's Plane. Die Begegnung und eine fragvante Situation.

„Peitsche Deine Pferde, Bursche, daß wir heute noch zur Residenz kommen," rief Cäsar zum Schlage der Extrapost hinaus, als er sah, daß das Viergespann nur langsam eine Anhöhe hinanschritt.

„Ein Ducaten Trinkgeld, wenn Du eilst!"

Das Versprechen wirkte, und noch am Abend fuhr der Reisende unter dem melancholisch lustigen Schall des Posthorns an Miß Carneols Hotel vor. Cäsar hatte Grund zur Eile, denn Mariens Bild tief im Herzen war ein Plan entworfen, der alle seine Wünsche und Hoffnungen realisiren sollte.

Aller Interessen lagen in einem Topf beisammen. Das Gebräu einer einzigen Intrigue.

„Zurück Kutscher!“ rief der Postillon einem andern Bockmonarchen zu, der von der entgegengesetzten Seite kommend, eine schwerfällige zweispännige Calesche regierte, und ebenfalls vor dem Hotel hielt. Beide Wagen wollten sich den Vorrang streitig machen, und hinderten sich nun gegenseitig, in das Thor zu fahren.

„Zurück Du selbst, Postillon!“ schrie sein Rival, „sonst will ich Dir zeigen, wer am ersten auf dem Platz war!“

„Was, der Landflegel droht noch? Warte, will ihn Fürstlich Thurn und Taxische Uniform respektiren lehren,“ und damit ließ der Postillon auf seines Gegners Gäule einen solchen Hagel von Peitschenhieben fallen, daß dieselben, obgleich matt und abgemagert, sich hoch aufbäumten und die Calesche sammt ihrem Inhalte über den Haufen zu werfen drohten. „Halt, halt!“ schrie Cäsar, während er den Schlag öffnete und heraus sprang, und „das Donner und Wetter über den Kerl!“ schrie der Bewohner des andern Wagens, und suchte herauszuklettern. Sogleich war eine Menge Gaffer um diese Scene versammelt, diese schalten, jene hielten die scheu gewordenen Gäule,

andere drängten ſich zum Eingange des Hotels hin, und während in dieſem Gewirr die beiden Roſſebändiger auf einander losſchlugen, hatten die Inhaber der beiden Kutſchen Portal und Treppe erreicht. Stillſchweigend neben einander aufſteigend, betrachteten ſie ſich mit mißtrauiſchen Seitenblicken. Cäſar glaubte des phantaſiereichen Hoffmanns alten Kreißler in einer neuen Auflage neben ſich zu ſehen, nur mit dem Kopfe eines Beethoven. Der Fremde dagegen muſterte ihn mit zuſammengezogenen Brauen und geklemmten Lippen. „Sie gehen wohl irre, mein Freund," ſprach endlich Cäſar zu ſeinem räthſelhaften Nachbar, als ſie beide auf dem Corridor ſtanden — „hier wohnt Miß Carneol" . . . „Miß Carneol? Thorheit!" rief der andere. „Aber zu der will' ich eben."

„Mein Herr!" drohte Cäſar.

„Bah!" entgegnete jener wegwerfend und ſteuerte rüſtig auf die bezeichnete Thüre zu.

Dieſe öffnete ſich, und Franziska ſtand vor ihnen. „Was ſoll das heißen? Welch ein Lärm vor meinem Balkon, vor meiner Thüre? Aber ſehe ich recht? — Cäſar — Sie hier?"

„Willkommen Fränzchen! Hast Du keinen Gruß für den grauen Kapellmeister?“ Franziska starrte ihn in sprachlosem Erstaunen an.

„Ich sage Ihnen, mein Herr,“ nahm Cäsar ärgerlich das Wort: „das ist Miß Franziska Carneol.“ —

„Und ich sage Ihnen, junger Mensch, das ist...“ Aber Franziska ließ ihn nicht aussprechen, sondern flog ihm, — von einem natürlichen Gefühl überwältigt, an den Hals. „Mein Lehrer! — Mein zweiter Vater!“

„Recht so, recht so,“ rief Regenzer, und indem er sie lächelnd liebkoste, liefen ihm die hellen Thränen über die Backen. Cäsar wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Franziska reichte ihm die Hand. „Sie sollen Alles erfahren, denn zwischen uns kein Geheimniß mehr, nicht wahr?“ Das Wort Geheimniß begleitete sie mit einem Flammenblick.

„Ah — ich vermuthe,“ sprach Regenzer, „Herr Cäsar, des Tages Löwe — empfehle mich Ihnen! Und Du die Löwin? . . . weiß Alles, . . . aber ich bin gekommen, Dich zu retten — und Sie mit, wenn

Sie wollen. Seid beide abgewichen vom rechten Weg, und wie Du Deinen ehrlichen Namen verleugnest — so auch Natur und Wahrheit . . . Thorheit! Seid beide Modepuppen!“

„Ihren Namen?“ frug Cäsar verwundert.

„Nun ja, Fränzchen Kaneel aus Stuhlweissenburg am Plattensee.“

Franziska's Hand hielt ihm den Mund zu — „Um's Himmels Willen nicht so laut. Kommen Sie, meine Herrn, kommen Sie!“ und während sie mit der Rechten den grauen Kapellmeister hastig zur Thüre hineinschob, zog sie mit der Linken den erstaunten Cäsar nach. Die Thüre schloß sich, und man hörte von innen den Schlüssel zweimal umdrehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Klassisch. Das National-Institut.

Fürchterlich hatte Cäsar sich verrechnet in seinem Plan. Er glaubte durch eine gänzliche Reform seines Styls sich seiner Braut zu entledigen. Er wollte sie dadurch zwingen, ihm freiwillig zu entsagen. Obgleich gebildet und genial, war sie doch ein Geschöpf der Mode geworden und mißbrauchte ihre Gewalt, indem sie den bessern Geschmack noch mehr herunterzog. Diesem Styl, dem sie fröhnte, hatte sie Ruhm und Reichthum zu verdanken, und es lag nicht in der Natur der Sache, daß sie jemals diesem Styl entsagen werde.

Schon in Wangen war in der letzten Zeit dieser

Plan gefaßt, und, Franziska zu sondiren, schrieb er ihr, daß er gesonnen sei, zur Einfachheit und Reinheit der Tonkunst zurück zu kehren, und er hoffe von ihrem Kunstsinn wie von ihrer Liebe, daß sie ihm entgegen kommen werde. Die ganze Antwort Franziskas auf diese lange Depesche bestand in den lakonischen Worten: „Sind Sie toll geworden?!“ und diese paar Worte verbürgten ihm sein ganzes Glück.

Aber nicht allein Franziskas Entsagen und Mariens Besitz lag in diesem Plan, nein: die eigene Intention glaubte er zu befriedigen, denn die Boa constrictor hielt ihn seit seines Vaters Tod nicht mehr umschlungen, und Mariens reiner Sinn hatte auch ihn gereinigt. Ob er sich selbst täuschte? Ob nicht die geheimen Wünsche seiner Seele die Stelle dieser reinen Intentionen vertraten? Ob es in der That das endliche Erwachen einer edleren Natur war? Soviel ist gewiß, daß alle Kräfte Cäsars um so mehr dahin strebten „classisch“ zu werden, da sein Ruhm durch diese Reform noch vergrößert werden konnte. Statt des Fracks zog dieser Ruhm nur ein Dressenkleid an.

Wir sehen Cäsar von allen Seiten gewaffnet,

als er zu Franziska in's Zimmer trat und die Bekanntschaft des grauen Kapellmeisters auf so bizarre Weise machte. Hier aber, im stillen nächtlichen Dreigespräch sollte er erfahren, daß er weiter als je von der Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen war. Varium et mutabile! Denn kaum war jene lakonische Antwort an Cäsar abgegangen, als Miß Carneol überlegte, daß eine solche Reform doch so übel nicht wäre. Sie hatte lange auf einer und derselben Höhe geschwebt, die ihr anfing, nachgerade langweilig zu werden. Sie liebte die Veränderung, und wollte es ein Mal auf eine andere Art versuchen. Cäsars Vorschlag bot ihr die Mittel dazu. Eine neue Aera heraufbeschwören! Die Art war pikant und ruhmvoll, und Cäsar, indem er ihr als Hebel diente, kam ihr zugleich näher zu stehen. Auch hier hoffte sie Anregung zu Eifersucht, Kampf und Sieg zu finden. Allein, indem die schöne Franziska Alles für und wider erwog, erhob sich aus der Tiefe ihrer Seele noch ein anderer Grund, geheim und mit leisem Fingerzeig. Sie fühlte, daß ihre Stimme nicht mehr in der ersten Blüthe war, und die Kunst Manches ersetzen mußte, was eigentlich dem Organ zukommt.

Sie hoffte, der neue Ruhm werde ihr bequemer werden! Franziska sah sich dabei in dem Spiegel . . . und gedankenschwer weilte ihr Blick auf ihren eigenen Zügen . . . Ja, ja . . . es war beschlossen, sie wollte klassisch werden!

War dieser Entschluß schon gefaßt, ehe der arme Cäsar sein liebes Wangen verließ, um so mehr faßte sie ihn in's Auge, als er sie nun bestürmte, (wenn auch ihrer Repressalien in's Geheim versichert) und als Regenzer (zum vollen Unheil Cäsars) aus fernem Osten herbeikam, um die Verirrte wieder zur wahren Religion der Tonkunst zurück zu führen.

Cäsar wurde zur Bildsäule, als er Franziska für seinen Plan erglühen sah. Aber dennoch hoffte er auf ihre Unbeständigkeit, hoffte, je tiefer er die Sache anpackte, desto schmerzlicher werde ihr der Contrast werden. Auch glaubte er überzeugt zu sein, daß diese Reform so wenig Anklang im Publikum finden werde, daß die prächtige Armida, abgeschreckt von dem Marmorernst der alten Schule, ihren Geliebten zurücklassend, sich wieder aufschwingen werde auf die gewohnte glänzende Oberfläche.

Aber er irrte. Wie alles Neue imponirt und sich

Anhänger verschafft, so brauchte es nur eines solchen Impulses, um die ganze Residenz in Bewegung für diese Idee zu bringen. Es war genug, daß sich ein Cäsar, eine Carneol an die Spitze stellten, um unter ihren Bannern den neuen Feldzug mitzumachen. Dazu kam die mystische Erscheinung des grauen Capellmeisters — dieses verkörperten oder vielmehr verknöcherten Geistes einer klassischen Zeit. — Es konnte nicht fehlen, daß plötzlich auf einmal Alles klassisch werden wollte. Die Klassicität wurde Mode und unser Act spielt in einer Residenz!

Mit aller Uebertreibung, die dem Enthusiasmus eigen ist, wurde nicht allein Opern- und Kammerstyl in die neue alte Form geschmiedet, sondern es erwachte damit auch plötzlich der Patriotismus. So wie alle Componisten des letzten halben Säkulums von dem Repertoire verschwinden sollten, so wurde auch über jede Ausländerin das damnatur ausgesprochen. Nur stritten die Gelehrten noch darüber, ob Wolfram, Kuhlau, Friedr. Reichard, Weber und Seyfried der alten oder neuen Schule angehörten, und ob man Salieri, Spontini, Cimarosa, Cherubini, Gluck und Grétry die Ehre anthun wollte, sie unter

die Deutschen zu rechnen. Die Belletristik ging mit den spitzfindigsten Disputationen schwanger, es wurden ganze Bäder von verworfenen Vorschlägen ausgegossen, und freilich damit auch manches Kindlein. Darüber war man wenigstens glücklich übereingekommen, daß mit Mozart und Beethoven das weite Alterthum aufwärts beginnen und — nach langem Proceß — Idomeneus, Così fan tutte, Figaro und Don Juan als deutsches Eigenthum emancipirt werden sollte. Und nun ging's an ein Aufstöbern verschollener Antiquarien, daß es eine Lust war. Neu aufgelegt sollten Vogler's, Jos. Schuster's, Himmel's, Naumann's und Benda's dramatische Werke werden, dann wollte man Hasse, Hiller, Händel, Graun und Anton Schweitzer folgen lassen. Noch reicheren Ersatz für die neue Schule (die in der That in Schulen untergeht) boten die Reliquien der gesellschaftlichen Musik. Man konnte sie jetzt einen Rüstkammerstyl nennen. Wo noch vor Kurzem die Werke der heutigen Clavier-Adler-Eulen und Papageien prangten, sah man jetzt die Lerchen, Nachtigallen und Gluncke des 18ten Jahrhunderts aufsteigen, und ein musikalischer Obergerichtshof hieß die neuen Auflagen der

Haydn, Clementi, Nievel, Steibelt, Joh. Cramer, Wölfl, Duſſek und Abbé Gelinek mit dem Motto ſchmücken: ad perpetuam rei memoriam! Ach, man ſah ordentlich die Noten dieſer Altmeiſter, ſich aus dem Staube ringend, verwundert umſchauen, als wollten ſie fragen, was thun wir hier unter einem fremden Geſchlecht, das uns nicht mehr verſteht? Uns wird bange in dieſer fortgeſchrittenen Civiliſation! Die ebenfalls wieder hervorgeſuchten Werke eines Ries, Hummel, Kalkbrenner und Moſcheles, die Uebergangsbrücke bildend, fanden ſich ſchon heimiſcher. Henſelt und Chopin erhielten das Bürgerrecht; Sebaſtian Bachs Fugen wurden wie Zwieback zum Thee genoſſen, Mozart und Beethoven als tägliches Brod verſpeiſt. Die Geſang-Reform blieb nicht zurück. Aber zur Vertilgung dieſer in den letzten zwanzig Jahren erſchienenen Lieder und Geſänge fand ſich nicht leicht ein Mittel. Sie verbrennen, hieß die Reſidenz in Feuergefahr, ſie erſäufen in Waſſersnoth ſtürzen. Man brachte ſie daher unter Bedeckung auf die Feſtung Krebsburg, und es war eine tüchtige Garniſon nöthig, um die verbündeten Componiſten und Verleger alle zurückzuhalten, die ſie förmlich be-

lagerten. Die so eben noch vergötterten Lieblings-Componisten rein vergessend, schwärmte man jetzt nur für die arkadische Zeit der Schäferlieder und Schnitter-Idyllen. Dabei wurden auch Gesänge im höheren Styl, als: das Mädchen von Kola, Hektors Abschied, die anakreontische Muse u. a. allgemein protegirt. Hier sang eine Blondine Bergers „Lied eines liebenden Jünglings" (Charlotte von Zoïe gewidmet), dort kokettirte eine Brunette mit Salvani's „Hans und Verene", da barytonirte ein junger Jähndrich Tuseks „Liebesverzweiflung." Die Männer sangen ihren Frauen Himmels „Sonst und jetzt" vor, die Frauen ihren Männern Benda's Klage: „Wo ist dahin der Frühling meiner Blüthe."

Kurz, man schwelgte in Klassicität und Pantheismus.

Wenn die Urheber dieses klassischen Fanatismus die Uebertreibung auch belächelten, so durften sie doch nicht mehr zurück. Sie erzeugten diese Zeit, wurden aber jetzt von ihr getragen. Sie hatten nur zu sorgen, daß sie die Hauptpersonen bei dem Drama blieben. Aber ein fanatisirtes Publikum vergißt schon deshalb seine Götter nicht, weil es gern mit ihnen

piele. Alle Blätter priesen diese musikalische Reformation bis in den siebenten Himmel, sie nannten Gäsar ihren Luther, ihren Perikles; Franziska die verkörperte Ode, und den alten Regenzer malte man mit den Attributen der Weisheit, zwischen der Sphynx und der Eule. Alle drei nannte man die Repräsentanten eines klassischen Jahrhunderts. Der ganze Unsinn aber wurde in einem Nationel-Institut erhoben.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Cäsars Kampf mit Liebe und Ruhm. Der Vorabend eines klassischen Concerts. Der untergehende Stern.

Und unser Held? Er gerieth in Verzweiflung, denn er hatte sich aus freiem Antrieb in diesen Strudel gestürzt, der ihn nun mit sich fortriß und das gelobte Land seiner Hoffnungen immer mehr in Nebel einhüllte. Statt langweilig zu werden wurde er vergöttert, statt Franziska's Liebe zu verscherzen, schloß sie sich nur immer fester an ihn an und ach! was das Schlimmste war, jeder Gedanke an Marie beschwor nach und nach eine wirkliche Begeisterung für die klassische Muse in ihm herauf. Je mehr er die ältere Musik studirte, desto mehr wurde

ſie ſein Eigenthum und — zuletzt unentbehrlich. Er glaubte ſich aus einem langen Traum erwacht, und ſein ganzes Leben ſchien ihm nutzlos verſchwendet. Konnte er unter dieſen Umſtänden anders als mit Begeiſterung fortſetzen, was doch ſeinem Herzen den Todesſtoß geben ſollte? Qualvoller Zuſtand. Wenn er unter den edlen Geiſtern des vorigen Jahrhunderts ſchwelgte, wenn er ſich ſelig fühlte, dann wurde ihm erſt recht deutlich, was ihm Marie war, und gedachte er Mariens, ſo zog es ihn zu ſeinen Meiſtern. Die Liebe erweckte ſeinen Sinn für die ächte Perle der Kunſt, mit dieſer Kunſt wuchs ſeine Liebe, und dennoch vereinigte dieſe ſympathetiſche Wechſelwirkung nicht — ſie trennte. Vergebens rang er ſeine Hände — umſonſt rief er ihren Namen . . . Er glich einem Reiſenden, der auf dem Verdeck eines Schiffes vorwärts eilt, während das Schiff doch ſelbſt zurückſegelt. Das Schickſal führt die verlangende Seele mit ſich fort. Dieſes fühlend, wurde ihm ſein Zuſtand von Tag zu Tag unerträglicher. Der Ruhm, wonach er ſonſt ſtrebte, ward ihm zur Marter, der Lorbeer zur Geiſel — jedes Lob zur Ironie. Aber ſeine Verzweiflung erreichte ihren Gipfel, da ſich

morgen schon sein Schicksal entscheiden sollte, denn das erste klassische Concert war vorbereitet, nach welchem ihm neue Triumphe und mit ihnen — Franziska's Besitz werden sollte. Der Hof, die ganze Residenz interessirte sich dafür, und ein Rückschritt war nicht möglich. Reichte ihm die Carneol doch erst gestern noch ihre Hand und sprach mit Bedeutung: „Morgen der letzte Kampf zwischen uns, Freund Cäsar — dann aber Friede für immer — wollen Sie, so schlagen Sie ein!" Und Cäsar mußte einschlagen zum ewigen Bunde, und somit war sein Wort verpfändet.

Es war am Vorabend dieses klassischen Concerts, wozu wie begreiflich alle Mittel aufgeboten, alle Register gezogen wurden, als Cäsar in Phantasien versunken am Flügel saß. Er hatte zum Geschenk für Marien das schönste Instrument Streichers kommen lassen, denn für die Gefühle der Liebe und Sehnsucht, für die Empfindungen des eignen Herzens und für die Ideen eines Mozart oder Beethoven werden die Töne dieser edlen Instrumente immer die schönsten Sympathien erwecken. Der sonderbarste Zwiespalt mußte Cäsars Seele theilen. Er beschwer

die Töne seiner Weisen zu seinem Untergang aus dem reichen Tastenmeer herauf, er wußte es — und doch überließ er sich den sanften Eindrücken dieser Musik — er war ja bei ihr. Da überschritt seine stets lebendiger werdende Phantasie die Bahn des fremden Genius und ging zur eigenen über. Die Phantasie wurde zur Vision, und brachte ihm Mariens Bild vor Augen, eine Lilie haltend, ein Lamm ihr zur Seite. Sie hüllte sich in ihren weißen Schleier und zerfloß wie in einem Nebel. Da wurden seine Töne heftiger, und wie von seines Herzens Schlägen geführt, ergossen sich mächtige Accorde über das Instrument. Er glaubte die Tuba des Ruhms zu hören und Franziska zu sehen als Symbol des Hochmuths mit bunten Pfauenfedern geschmückt. Sie schien ihm zu winken, aber in ihren Zügen lag eine unbeschreibliche Mischung von Liebe, Stolz und Hohn. In diesem Augenblick zersprang eine Saite mit dröhnendem Klang, und entsetzt fuhr Cäsar vom Flügel auf. Mechanisch griff er nach seinem Hut, und entfloh diesen Bildern mit fieberglühender Hast. Er floh hinaus ins Freie, in den Wald, aber bei jedem Schritt glaubte er die entsetzliche Posaune hinter sich*

zu hören. Sie verfolgte ihn wie eine Furie mit blutiger Geißel, und jagte ihn, als ob er einen Mord begangen hätte durch Dorn und Dickicht. Die Vorstellungen, die seine Gefühle so lange hin und her warfen, brachen endlich auf einmal über ihn zusammen, und sagten ihm nun mit Bestimmtheit, wie gränzenlos unglücklich er sei. Unter einer Eiche sank er endlich nieder und drückte die glühende Wange an einen Stein, der sie kühlte. Lange hatte er so gelegen in sprachlosem Schmerz, als es zu dunkeln begann, und der Abendstern durch das Laubdach hell auf ihn herabschimmerte. Die Nachtigall begann zu schlagen, und jeder Ton löste eine Binde nach der andern von seinem Herzen. Er blickte zu dem Stern hinauf, streckte beide Arme nach ihm aus und rief: „Bist Du unsterblich in Deinem ewigen Raum? ... Ich fühle, daß diese Stunde geheiligt ist, und ich dem großen Geiste näher bin. Darf ich eine Frage an ihn richten, so gib Du, sein lichter Abgesandter, mir ein Zeichen. O sage, gibt es einen ewigen Ruhm für mich?" Die Nachtigall verstummte, als wollte auch sie der Antwort lauschen, doch statt ihrer verschwand plötzlich der prächtige Stern, von einer

schwarzen Wolke bedeckt . . . Eine bedeutungsvollere Pause wie diese gab es nicht in der Partitur von Cäsars Leben. Muthlos sank er zurück auf sein bemoostes Kissen, und in einen wohlthätigen Thränenstrom ergoß sich sein lang verhaltener Schmerz. Nur die edle Seele ist einer solchen Wonne fähig.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Rückblick nach Wangen. Marie unter ihrer Linde. Was eine Zeitungsannonce nicht für Kummer machen kann. Ein Augenblick, wie es wenige gibt. Das Reichsblatt aus der Residenz gibt Aufschlüsse über Cäsar. Die Auflösung eines Räthsels.

So war am Abend nach jenem klassischen Concert, als Marie allein unter jener Linde saß, wo Cäsar an ihrer Seite so oft ihren reinen Lehren lauschte. — Ernst war dem allgemeinen Strom nach der Residenz gefolgt, um ein wehmüthiger Zeuge von Cäsars neuen Triumphen zu sein. — Ihr Köpfchen war in die linke Hand gestützt, und mit der rechten hielt sie ein Zeitungsblatt. Obgleich kaum einige

Tage aus der Presse, war es doch schon verbraucht, an manchen Stellen feucht und unleserlich geworden. Theilnehmend blicken wir hinein, um zu erforschen, was dem armen Kinde denn so großes Herzeleid verursachte, und die eben angezündeten Lichter am Firmamente mögen uns dabei leuchten:

„Aus der Residenz.

☞ Klassisches Odeum.

Dieses findet morgen am Geburtstage unsers geliebten Landesfürsten im Königlichen Theater statt, und wird Alles erschöpfen, was Tonkunst und ihre Wissenschaft, was Tiefe der Virtuosität in Vereinigung mit Pracht und Glanz aufzubieten vermögen. Da schon vor vier Wochen alle Logen und numerirte Plätze genommen sind, so wird das Publikum hiermit in Kenntniß gesetzt, daß für den momentanen Andrang nur noch Parterre und Galerie zur Verfügung stehen. Das bereits bekannt gemachte Programm findet unter den persönlichen Leitungen der Herrn Doctor Cäsar Zeitmann, Ritter mehrer Orden u. s. w. und des Kapellmeisters Regenzer statt.

N. S. Zu besonderem Vergnügen gereicht es uns, bei dieser Gelegenheit versichern zu können, daß

die Verbindung des Herrn Cäsar mit Miß Franziska Carmel am Morgen nach diesem Concert in der St. Agnes-Kirche gefeiert, und direkt nach der Trauung Händels Jephta — unter der Direktion des Königlichen Hofkapellmeisters Demuth aufgeführt werden wird." —

„So sind sie jetzt vereint," seufzte Marie, und entfesselt ergoß sich ein neuer Thränenstrom auf dieses unglückliche Blatt. „Ach!" rief sie leidenschaftlich aus, indem ihr schwimmendes Auge zum Himmel aufblickte: „Ihr stummen Zeugen meines Glücks und jetzt meiner Schmerzen, o sprecht — war er treulos? Gott sei mir gnädig! Ich glaub' an ihn, und doch ist er für mich verloren!" . . .

„Nein, nein! Nicht verloren! Auf ewig Dir wiedergegeben!" rief plötzlich eine bekannte Stimme, und — Cäsar lag zu ihren Füßen.

Marie starrte ihn an. „Und Miß Carmel?" war Alles, was sie stammeln konnte.

„Hat mir freiwillig entsagt. Ich bin frei!"

Marie wußte nicht, wie ihr geschah, aber überwältigt von ihrem Herzen, neigte sie sich über ihn.

Es gibt Blicke, die nicht zu beschreiben sind. Das sind solche Augenblicke.

„Er hat Dich erworben!“ sprach Ernst, der in einiger Entfernung stand, und mit stiller Rührung auf diese Gruppe schauete.

Wir wollen diese Scene der Wonne durch mathematisches Aufzählen der Ursachen, welche sie herbeiführten, nicht entweihen. Lassen wir sie flüsternd, liebend, selig allein, und sich das Geheimniß von selbst lösen von den Lippen Cäsars. Es wäre genug zu wissen, daß die Liebenden vereint und glücklich sind; allein die Neugierde ist eine Egoistin und macht ihre Rechte geltend. Um diese nun zu befriedigen, greifen wir zu einer Extra-Beilage des Reichsblattes, welche schon am Morgen nach dem klassischen Concert die ganze Gegend in Allarm versetzte. Es hieß darin:

„Kaum vermag ich die Eindrücke zu beschreiben, die mich aus dem gestrigen Odeum der Klassiker nach Hause trieben, denn in diesem Augenblick, während ich den Griffel zur Hand nehme, herrscht im Königlichen Hoftheater noch völlige Anarchie. Deshalb kann dieses nur eine flüchtige Scizze des thatsächli-

chen Ereignisses sein, das historisch wie psychologisch seines Gleichen nicht mehr findet.

Wenn ich sage: Cäsar, der Gefeierte, der Günstling der Götter und Menschen — ihn hat während seines Vortrags der Beethoven'schen C Moll-Sonate — plötzlich eine Art Wahnsinn befallen. Denn Wahnsinn mußte es gewesen sein, da er — hört! hört! mitten in dem würdevollen Ernste dieses Meisterwerks plötzlich absprang und sich den modernsten Tändeleien überließ. Man denke sich einen Marc Aurel im Costüme eines Pariser Stutzers, und man hat ein Bild dieser Sonate. Selbst betäubt von dem Unglaublichen, getrau' ich mir noch keine Meinung zu haben. Cäsar hat zwei Decennien lang der Mode gehuldigt — wahrscheinlich hat der Sprung zur Antike ihn in dem Augenblick verwirrt, als es darauf ankam, das Höchste zu leisten, das Höchste zu erringen: Unsterblichen Ruhm und Miß Carneol! Ach, die Glorie des Alterthums ist von dem Unglücklichen gewichen, und er wird dem klassischen Element, worin wir nun schon seit drei Monaten schwelgen, für immer entsagen müssen. Der Arme konnte nicht ausspielen. Alle Anwesenden erhoben sich erstaunt, ver-

wirrt und entrüstet. Als aber der Hof sich entfernt hatte, war das Signal zu einem allgemeinen Aufbruche gegeben. Man scharrte, zischte, seine zahlreichen Brodneider hatten endlich einmal Gelegenheit zu pfeifen, und der Virtuose — vor einer halben Stunde noch vergöttert, verließ wie ein Comparse, der in Shakespeares Cäsar durchfiel, die Tribune des Ruhms. Er verschwand plötzlich und wurde auch nicht mehr gesehen. Wenn er nur nicht . . . aber ich will meine Gedanken zurückhalten. Soviel für heute, da die Presse wartet. Morgen hoffe ich Ausführlicheres berichten zu können." . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Aber, wer errieth die Auflösung nicht? Nun, wer es bequemer haben will, dem sage ich ganz kurz:

Cäsar glaubte, das einzige Mittel gefunden zu haben, um den Knoten mit einem Schlage zu zerhauen.

Er ließ sich fallen!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Schweizerfamilie. Der Unsterbliche.

Das Recht habend, den Lilienstengel Oberons zu führen, verlege ich nun die Scene vier Jahre später in eines der friedlichen Thäler, welche den Vierwaldstädter-See von dem Flecken Sarnen trennen. Hier, wo seit Jahrhunderten der Enkel auf dem ererbten Sitze seiner Väter lebt, wo man den Zusammenhang fühlt, der zwischen Vor- und Nachwelt und sich folgenden Geschlechtern herrscht, hier, umgeben von einer Romantik, wie sie nur die Schweiz erzeugen kann, steht ein reizender Landsitz, geräumig genug, um eine zahlreiche Familie aufzunehmen, und dem Wanderer ein gastfreies Obdach zu gewähren.

Unter dem vorspringenden Laubdach des im italienischen Geschmack gebauten Hauses erblicken wir eine kleine Familien-Gruppe im Strahle der Abendsonne.

Ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren sitzt in einen Gartenstuhl zurückgelehnt, und aus seinem ganzen Wesen spricht seliges Behagen. Mit der Linken hat er die lange Meerschaumpfeife nachlässig sinken lassen, während sein rechter Arm den Nacken einer jungen Frau umschlungen hält, die mit leichter Arbeit beschäftigt ihm zur Seite sitzt. Bald ruht sein Auge auf ihren Zügen, bald lächelt es auf ein dreijähriges Mädchen herab, das der Mutter zu Füßen, sich vergebens abmüht, Kornblumen in einander zu schlingen. Ein älterer Mann lehnt in kleiner Entfernung an einem Baum, und sieht über ein aufgeschlagenes Buch gedankenvoll in die Ferne. Ein altes Mütterchen nur gibt dieser Gruppe Leben und Bewegung, indem es geschäftig ab und zu geht, und den gedeckten Tisch mit Obst und kalter Küche bestellt. Diese Stille wird durch den Ton der Abendglocke, die von dem lieblichen Flecken Brunnen herüber hallt, nicht unterbrochen, sondern geheiligt.

„Du rauchst ja nicht," spricht Ernst zu dem jüngeren Mann.

„Und Du liest nicht," antwortet Cäsar.

Nach einer kleinen Pause nimmt die junge Mutter das Wort: „Es ist doch wunderbar, daß die allbelebende Sonne, mag sie auf- oder untergehen, uns immer zum Schweigen bringt."

„Das kommt daher, weil sie Gedanken erweckt," entgegnete Cäsar, „die erst verarbeitet sein wollen, ehe sie zur Lippe dringen."

„Sie stammt von Ewigkeit her," antwortet Ernst, indem er das Buch zuschlägt, „und ist wie ihre jüngere Schwester die Natur doch immer neu. Sie wird ewig leben und doch nicht altern."

„Und beide sind wie die Kunst," spricht Marie mit bedeutungsvollem Kopfwiegen, „rein und fleckenlos."

„Aber wie Deine Kunst, geliebtes Weib," ruft Cäsar begeistert aus, und drückt sie an sich, „und jetzt, ich darf es ja sagen wie die unsere. Was war mein Leben, und was ist es nun?"

„Du hast die Form mit dem Wesen vertauscht, den Flitter mit der Perle," entgegnete Ernst, „und

zu dieser Bestimmung warst Du früher oder später auch von selbst gekommen."

„Nein, nein! nicht ohne Marie," antwortete Cäsar lebhaft. „Meine Sinne waren dem Chaos verfallen. Ohne Dich hätte ich mich nie erkannt."

„Weshalb lobst Du mich?" sprach Marie sanft. „Was hab' ich denn gethan, was nicht die Natur in Deine Seele gelegt hätte? Mein Wirken war blos zufällig. Du aber hast das Größte gethan, weisen ein Mensch fähig ist, Du hast mir Deinen Ruhm, Deine Ehre zum Opfer gebracht."

„Nicht doch, mein Leben, ich habe den falschen Ruhm für die ächte Ehre, für meine Selbstachtung hingegeben. Wer würde einen augenblicklichen Schmerz nicht gern ertragen, um dafür ein ganzes Leben voll Glück und Wonne zu erreichen? Kennt der Weise eine andre Schmach, als die der Selbstverachtung? Vier Jahre sind seitdem vergangen. Man denkt nicht mehr an mich. Was ist das also für ein Ruhm, der in vier Jahren in ein Nichts aufgeht? Man denkt nicht mehr an mich, und ich — bin glücklich. Das ist ein Tausch, meine Marie, der mein Opfer zu einer sehr eigennützigen Handlung macht, nicht wahr?

„Du weißt immer so zu reden, daß ich schweigen muß," sagte Marie, und schmiegte sich lächelnd an ihren Gatten. Die kleine Marie war unter ihren Blumen entschlummert, und Ernst — wischte an seiner Brille. In diesem Augenblicke beschien die Abendsonne die Gletscher des Rigi und setzte eine goldne Krone auf ihr ewig keusches Haupt.

„Jetzt bin ich unsterblich" — rief Cäsar begeistert aus — „jetzt verlange ich Nichts mehr!"

Epilog.

Für diejenigen Leser, die sich mit dem Glücke unsers Helden begnügen, ist meine Erzählung aus: für solche aber, die einen Rückblick thun wollen, füge ich noch Folgendes hinzu: Es ist bekannt, daß Ernst nach der Residenz eilte, um dem klassischen Concerte beizuwohnen, dem ein fast europäischer Posaunenstoß voranging. Er befand sich also unter dem Publikum, als Cäsar sich mit dem innern Entschluß an den Flügel setzte: sich fallen zu lassen. Es war ein Entschluß der Verzweiflung, und vielleicht hätte er — von dem Glanz des Moments und seinem alten Stolze überwältigt — noch geschwankt, und dieses ungeheure Opfer nicht bringen können, wenn er den Bruder der Geliebten nicht an eine

Säule gelehnt erblickt hätte. Dies schien ihm ein Fingerzeig seines guten Genius, und — Beethoven wurde italienisirt, oder mit dem Reichsblatt zu reden: Marc-Aurel war in das Gewand eines Stutzers gehüllt. Einige Monate früher wäre diese Verstümmelung vielleicht als eine Originalität, als eine geniale Abschweifung aufgenommen worden, an diesem Tage aber mußte das als ein crimen laesae majestatis erscheinen. Nicht weil er den Geist Beethovens verletzt, — denn diesen verstand man eben so wenig jetzt wie früher — sondern weil er die Mode und die Erwartung getäuscht hatte, war man empört und brachte ihn zum Opfer. Mit Recht nannten sich die Bewohner der Residenz in ihrem klassischen Uebermuth Athenienser, denn sie hatten ihren Alcibiades gefunden. Der allgemeine Sturm jagte ihn von der Tribune, und auch Ernst drängte sich bestürzt durch die Menge. Er ahnete, was in des Freundes Seele vorging.

Als Cäsar mit Purpur übergossen die zunächst Stehenden durchbrach, eilte er Franziska entgegen, die angelockt durch die unglückliche neue Mähr der Tribune zuwankte. Er faßte ihre Hand — aber sie,

als brächte seine Berührung die Pest, stieß ihn zurück, und mit dem Ausruf: „Hinweg, Entehrter! Wir sind auf ewig getrennt!“ riß sie sich von ihm los.

„Gewonnen!“ jubelte Cäsars innere Stimme, und sich ferner Bahn brechend, entschlüpfte er durch eine Hinterthüre, wo sein treuer Friedrich bereits Posten gefaßt, den Mantel über ihn warf, den breiten Hut ihm in die Augen drückte. Hier stieß er auf Ernst. „Hast Du gehört? Nicht wahr, das war ein klassisches Spiel! Aber nun fort, fort — zu ihr!“

Nach einer Minute flog eine mit vier Pferden bespannte Extrapost auf der Straße nach Wangen zum Thore hinaus.

Zur Residenz zurückzukehren ist nicht vonnöthen, denn wir errathen, daß die klassische Wuth ihrer Bewohner mit dieser Catastrophe gebrochen war. Aeußerlich entrüstet waren sie im Geheimen doch froh, mit Schicklichkeit diese lästigen Fesseln abschütteln, und zu ihrem eigentlichen Element, der herrschenden Mode wieder zurückkehren zu können.

. . . . . .

Kurze Zeit nach dem Idyll, womit das vorige

Kapitel schloß, überraschte der graue Kapellmeister die kleine Schweizerfamilie in ihrem Thälchen.

„Mich aufnehmen — bei Euch bleiben," rief er schon von fern . . . „die Menschen reformiren, Thorheit!"

Regenzer kam dem längst gehegten Wunsche nur entgegen, denn Cäsar hatte ihm heimlich geschrieben, und ihm ein Asyl angeboten.

„Und Miß Carneol?" war die einstimmige Frage.

„Hopfen und Malz verloren — Mohren nicht weiß waschen. Fränzchen jagt dem Ruhm nach, und ihr ein Lord. Gott segne beide!"

Am Abend nach seiner Ankunft aber, als die Gletscher wieder glühten, erhob er sein Glas und rief:

„Unsterblich nur die Glücklichen!"

Druck von C. Schumann in Schneeberg.